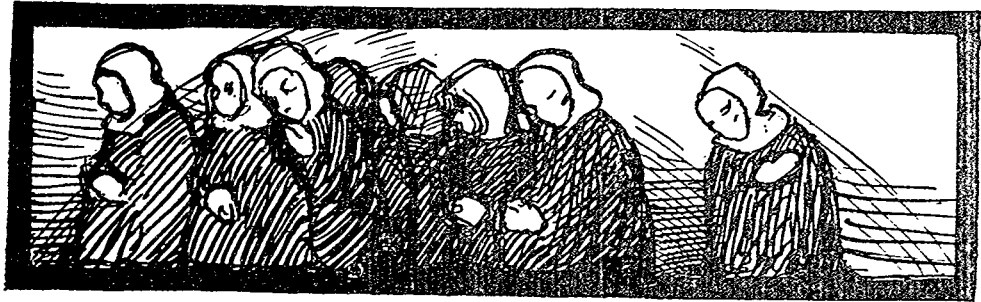




14. August 1922

MAX SCHIPPEL · DER PRODUKTIONSVERFALL DEUTSCHLANDS

GAR manche Erörterungen in unserer Partei verliefen wesentlich anders, und auch nicht wenige Entscheidungen fielen ganz anders aus, wenn man sich in den führenden und vollends in den weiteren Kreisen der deutschen Arbeiterschaft genügend des furchtbaren Ernstes unserer Wirtschaftslage bewußt wäre. Es rächt sich jetzt bitter gegen den Kapitalismus und das Unternehmertum selber, freilich zugleich an der Allgemeinheit und nicht zum wenigsten an der verhältnismäßig schuldlosen Arbeiterklasse, daß jahrzehntelang die bewußte Leitung und Bestimmung der Produktion ausschließliches Monopol einer schmalen sozialen Oberschicht war, und daß die breite lohnarbeitende Masse darauf beschränkt blieb und geistig und organisatorisch ganz darin aufging innerhalb des jeweilig vorgefundenen, als zunächst unabänderlich hinzunehmenden Produktionsrahmens ihre Ausbeutung nach Möglichkeit zurückzudämmen und zu mildern.

In den Betriebsräten, in den Arbeitsgemeinschaften hat man der Arbeiterschaft, gleichviel mit welchen Hintergedanken auf der einen oder andern Seite, eine stärkere Einsicht- und Einflußnahme auf den allgemeinen und besondern Produktionsgang zu erschließen gedacht. Aber die Macht der tiefgewurzelten, trotz der wesentlich veränderten tatsächlichen Voraussetzungen weiter vorherrschenden Überlieferung (neben der unerhörten ununterbrochenen Preisrevolution der jämmerlichen deutschen Gegenwart) hat immer wieder unaufhaltsam in die alte Beschränkung auf das Arbeitsverhältnis hinübergedrängt: auf Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung und ähnliche Auseinandersetzungen zwischen Lohn und Mehrwert, wie sie anfangs das Kernstück der gesamten wirtschaftlich-sozialen Arbeiterbewegung bildeten. Wenn Betriebsräte "berechtigte Forderungen" erheben, dann beziehen sie sich wirklich beschämend selten auf Produktionsrichtung und Marktgestaltung, auf Rationalisierung des Produktionsprozesses in Industriezweig und Einzelunternehmung, oder auf Bekämpfung der Währungszerüttung und des Verkehrselends. Und wenn verschiedene Arbeitsgemeinschaften die ersten Schritte auf das neue Betätigungsfeld darin bestehen ließen, daß sie Lohn"errungenschaften" bedenkenlos jedesmal mit Preissteigerungen zu verquicken bereit waren, so haben sie höchstens das Verdienst eine unter den heutigen Verhältnissen ganz einseitige und unfruchtbare Auffassung rascher als sonst ad absurdum geführt zu haben.

Die bloße Urteilsenthaltung und Passivität wäre mitunter noch das erträglichste. Aber die Unvertrautheit mit dem realen Produktionsleben, seinen Notwendigkeiten und Entwicklungsbedürfnissen verleitet natürlich weiter dazu sich über unwillkommene, in die vererbte Schablone wenig passende Erfahrungen mit einigen flüchtigen Beobachtungen und bequemen Erwartungstreifen, bis an den Kern eines Problems jedoch niemals entfernt heranzureichen. Innerhalb enger und enger Grenzen keineswegs zu bestreitenden Erfahrungen verleiten durch maßlose Übertreibung und kritiklose Verallgemeinerung zu den wunderlichsten Selbsttäuschungen.¹

Bei den Aussprachen über das, was künftig am zweckmäßigsten die alte, unbeholfene und nur noch ganz kurzfristete Notverordnung über den Achtstundentag ersetzen könnte, trat dies überraschend und niederdrückend deutlich hervor. Immer wieder mußte man als Widerlegung aller Befürchtungen und Ermahnungen das selbstzufriedene Beschwichtigungssprüchlein hinnehmen: Hat sich seit Jahr und Tag nicht die Arbeitsleistung seitens der verschiedensten Glieder unseres Produktionskörpers unverkennbar gehoben? Haben dies nicht Arbeitgeberverbände, Gewerbeaufsichtsberichte häufig zugestanden und mit Einzelheiten belegt? Welcher Grund läge also zurzeit noch vor von der lebenswichtigen Notwendigkeit erhöhter Produktionsleistung unaufhörlich zu sprechen, sei es auch nur für den kurzen Zeitraum einer gesetzlich sonderbehandelten Wiederaufbauperiode, nach der nunmehr abgelaufenen, gleichfalls außerhalb der regelrechten gesetzgeberischen Behandlung gelegenen Demobilmachungszeit? In Versammlungen und bei mehr persönlichem Meinungs austausch ließ sich in ewig gleicher Wiederholung feststellen, mit welchen unglaublichen Illusionen, meist auf Grund einiger für das Gesamtbild ganz belangloser Tatsachen, man sich und andere über den erschreckenden Produktionsverfall, die letzte Quelle fast aller unserer öffentlichen und privaten Notstände, hinwegtäuscht.



UNSERE Landwirtschaft, beruhigt man uns, hat im Handumdrehen wieder jahrelang Versäumtes nachgeholt; nur die unersättliche Gewinn gier der Schieber in Produktion und Handel hängt uns noch immer den Brotkorb höher. Bringen wir die Verbraucherinteressen wirksamer in Parlament und Verwaltung zur Geltung, nehmen wir in Land und Stadt die Nester der Wucherer gründlicher aus, und man wird staunen, was alles da ist.

Staunen kann man nur über die Gedankenlosigkeit, die überhaupt einen Augenblick zu glauben vermag: es bleibe irgendwelcher Boden für willkürliche Warenzurückhaltung und Preissteigerung bei wirklichem Warenüberfluß, also für den Fall, daß jeder Warenbesitzer heilfroh sein muß seine Ware noch absetzen zu können, und daß keiner als der letzte, den die Hunde beißen werden, auf seiner Ware sitzen bleiben will. Die heutige Tyrannei und Gewissenlosigkeit der Warenbesitzer hat stets die Waren-

¹) Die Tabakarbeiter in Freiberg sagten ihrer Verbandsblattredaktion, die die Verzögerung einer längeren gedruckten Berichterstattung mit der Rücksichtnahme auf die Papiernot zu entschuldigen versucht hatte, seinerzeit in einer geharnischten Resolution, die im Tabakarbeiter vom 28. März 1920 unter Freiberg abgedruckt war, auf den Kopf zu (wörtlich): »Die Freiburger Kollegen glauben nicht an einen Papiermangel, wohl aber an eine feine Politik des Vorstandes.« Ähnlich sieht so mancher »Konsument« nirgends die erschreckenden Produktionslücken sondern überall nur feinsberechnete »Schiebungen« der »Produzenten«.

knappheit zur unerläßlichen Voraussetzung. Ohne Warenknappheit sinkt jedes noch so findig errichtete Schwindelgebäude der Produzenten und der Händler sehr bald haltlos in sich zusammen, während, wenn nun einmal zu wenig Waren vorhanden sind, die findigste Verbraucherpolizei selbstverständlich so gut wie nichts auszurichten vermag.

Gewiß, die von großstädtischer Überheblichkeit so viel geschmähten agrarischen Schichten haben sich als eine der unentbehrlichsten Aufbaukräfte Deutschlands erwiesen. Doch welcher ungeheure Abstand verbleibt trotzdem gegen die Vorkriegszeit! Der Hektar bestellter Fläche ertrug in den Jahren 1920 und 1921 an Winterweizen 16,3 und 20,6 Doppelzentner; an Sommerweizen 16,6 und 18,6, an Winterspelz 11,3 und 13,7, an Winterroggen 11,6 und 16,0, an Sommerroggen 9,3 und 10,8, an Sommergerste 15,0 und 17,1, an Hafer 15,0 und 15,8. Immer den Gebietsumfang von 1921 zugrunde gelegt, also den Verlust ansehnlicher wertvollster Überschußgebiete, die den Reichsdurchschnitt vor 1913 noch verbesserten, als gegeben hingegenommen, betrug jedoch das Ernteergebnis pro Hektar 1921 gegen 1913: beim Winterweizen immer erst, wie erwähnt, 20,6 gegen 24,1 Doppelzentner, beim Sommerweizen 18,6 gegen 24,0, beim Winterspelz 13,7 gegen 16,1, beim Winterroggen 16,0 gegen 19,4, beim Sommerroggen 10,8 gegen 13,5, bei der Sommergerste 17,1 gegen 22,0, beim Hafer 15,8 gegen 22,0 Doppelzentner, bei den Kartoffeln infolge der abnormen Trockenheit sogar bloß 98,8 gegen 157,1 Doppelzentner (also selbst gegen das Vorjahr 1920, mit immerhin 115,1 Doppelzentnern, ein recht bemerkenswerter Abfall). Der Schwund der Produktivität ist sogar noch höher einzusetzen; denn da 1921 noch immer eine viel geringere Fläche als 1913 bestellt wurde, so kann man annehmen, daß das Jahr 1921 vorwiegend das Ergebnis der günstigeren Bodenklassen zum Ausdruck bringt, während die weniger ertragversprechenden Bodenflächen, die 1913 mitzählten, in erster Linie ausfielen. Die Statistik der *Gesamterntemengen* ist deshalb nach wie vor trostlos, trotz dem viel hervorgehobenen Aufschwung gegen 1920. Im ganzen hatte die Ernte innerhalb des heutigen Gebietsumfanges von Deutschland das folgende Ergebnis:

Erzeugnis	Ernte (in Tonnen)	
	1913	1921
Winterweizen	3 532 617	2 623 937
Sommerweizen	510 467	309 883
Winterspelz	437 797	207 189
Winterroggen	9 987 150	6 711 573
Sommerroggen	144 657	87 065
Sommergerste	3 040 218	1 938 995
Hafer	8 618 618	5 004 983
Kartoffeln	44 018 758	26 151 380

In Wirtschaft und Statistik (dem Organ des Statistischen Reichsamts, dem die nachfolgenden Zahlen und Zitate, wo nichts anderes vermerkt ist, entnommen sind) wird deshalb die Wendung zum Bessern zwar eingeräumt: »Die Getreideernte zeigt gegenüber 1920 günstigere Erträge hauptsächlich bei Weizen und Roggen, an welchen die Ernte 1921 die des Jahres 1920 um mehr als 2½ Millionen Tonnen übertrifft.«

Zugleich jedoch wird hinzugefügt, gegenüber 1913 bedeute die Ernte 1921 allein an Weizen und Roggen noch immer einen Ausfall von annähernd

4 ½ Millionen Tonnen; »in noch höherm Maße« ergebe sich ein Ausfall in den übrigen Getreidearten und den Kartoffeln. Bei den Futtermitteln blieb wegen der Trockenheit das Jahr 1921 sogar hinter 1920 weit zurück; für den Hektarertrag rechnet die Reichsstatistik deshalb heraus: bei den Bewässerungswiesen 1913 und 1921 55 und 38,6 Doppelzentner, bei anderen Wiesen 48,5 und 31,1 Doppelzentner, beim Klee 56,3 und 35,7, bei der Luzerne 65,6 und 45,6 Doppelzentner. Der Verbraucherschutz mit seinem ansehnlichen Kräfteaufwand konnte deshalb wohl die schlimmsten Ausschreitungen des Lebensmittelwuchers einigermaßen in Schach halten; an den Sitz des Übels kam er jedoch niemals heran. Was nicht da ist, kann eben nur der verwünschte "Produzent" schaffen, und solange nicht genug da ist, werden, selbst bei stabiler Währung, die Preise niemals herunterzukriegen sein: trotz allen Verwahrungen und Agitationen. Hier hilft nur die produktionselle Tat der einzelnen, der Organisationen und der Politik.

Gehen wir zur *Fleisch* nahrung über. Trotz der Futtermittelnnot war der Viehstand am 1. Dezember 1921 ausnahmslos höher als das Jahr vorher, bis auf Schafe, Ziegen, Kaninchen und Enten, deren Haltung sich während der Kriegszeit, zur vorübergehenden Selbstversorgung, ganz außergewöhnlich ausgebreitet hatte und nunmehr, zum Teil durch die Futtermittelnnot mit veranlaßt, wieder zurückebbt. Aber höher als 1920 ist noch immer viel niedriger als 1913: ganz beiseite gelassen, daß 1913 die unterdes verlorenen landwirtschaftlichen Überschußgebiete ein günstigeres Verhältnis zwischen Bevölkerung und Viehstand überhaupt nach sich zogen, und daß 1921 außerdem das Schlachtgewicht des einzelnen Tiers im Durchschnitt als wesentlich niedriger (und deshalb sehr oft das Fleisch als wesentlich schlechter) angenommen werden muß.² Die Reichsstatistik verzeichnet am 1. Dezember 1913 3 835 893 Pferde, 18 570 591 Rinder, 22 668 789 Schweine, am 1. Dezember 1921 3 683 343 Pferde, 16 839 559 Rinder, 15 875 636 Schweine. Die Schweinezucht ist demnach um rund ein Drittel hinter 1913 zurückgeblieben, obwohl der Fortschritt gegen 1920 (von 14,18 auf 15,88 Millionen Stück) ganz ansehnlich war. Bei den beschaupflichtigen, also in der Hauptsache den gewerblichen Schlachtungen, die unmittelbar den Fleischmarkt versorgen, während die Hausschlachtungen ihn mehr nur mittelbar entlasten, ist der Abfall zwischen 1913 und 1921 sogar noch weiterreichend. Es sank die Zahl der Schlachtungen bei Ochsen und Bullen von 966 168 auf 736 161, bei den Kühen von 1 493 040 auf 1 305 539; bei Jungrindern stieg sie zwar, infolge der stärkern Abstoßung wegen der Dürre und Futternknappheit, von 808 047 auf 875 852, bei den Schafen von 1 968 654 auf 2 093 762; bei den Kälbern fiel sie jedoch immer noch von 3 742 426 auf 3 126 971 und bei den Schweinen, den Hauptträgern der Fleisch- und Fettversorgung Deutschlands, vollends von 16 606 272 auf 6 926 602. Die Schlachtungen von Schweinen machten also erst etwas mehr als ein Drittel der im Jahr 1913 vorgenommenen aus.

Die freien *Zucker*preise reizen sicherlich zu möglichst umfassendem Rübenanbau (manche unserer parteigenössischen Wirtschaftskritiker und Ankläger scheinen freilich unerschütterlich davon überzeugt, daß die Profitmasse lawinenartig anschwillt, wenn man so gut wie nichts produziert und auch

2) Noch für April 1922 wird in der *Reichsstatistik* (Wirtschaft und Statistik, 1922, Seite 284) hervorgehoben: »Das durchschnittliche Schlachtgewicht der Vorkriegszeit ist bis jetzt noch von keiner Tiergattung erreicht.«

dieses Nichts noch nach Möglichkeit vom Markt zurückhält). Seit dem Tiefstand im Betriebsjahr 1919-1920, in dem die Zuckerrübenfläche bis auf 258 000 Hektar oder drei Fünftel des Vorkriegsstands herabgeglitten war, ist die Anbaufläche in der Tat erweitert worden bis auf 336 205 Hektar 1920-1921 und 361 740 Hektar 1921-1922. 1913-1914 betrug sie dagegen im Deutschen Reich heutigen Umfangs 436 000 Hektar, so daß wir immer erst auf ungefähr 83 %, etwas mehr als vier Fünftel des Vorkriegsjahrs, gelangt sind; ferner ist infolge der verringerten Stickstoffdüngung der Ertrag pro Hektar zurückgegangen: von 287,8 Doppelzentnern im Durchschnitt des Jahrzehnts 1904-1913 auf 204,9 Doppelzentner 1921. Der gewonnene Zucker, im Rohzuckerwert, stellte sich 1920-1921 auf 10 584 590, 1921-1922 auf 12 461 160 Doppelzentner, gegen 26 322 820 Doppelzentner im frühern Deutschen Reich und 22 406 982 Doppelzentner innerhalb des heutigen Reichsgebiets.

Bei der *Steinkohle* hat Deutschland heute einen Mehrbedarf für die Reparationslieferungen auf Grund des Friedensvertrags, die, Koks und Briketts auf Steinkohle umgerechnet, im Jahr 1920 15,6, im Jahr 1921 18 Millionen Tonnen ausmachten. Trotzdem stand 1921 die zutage gebrachte Menge immer noch um 40,7 Millionen Tonnen oder 23 % hinter 1913 zurück (Steinkohlengewinnung 1913 176 892 000, 1920 131 347 000, 1921 136 210 000 Tonnen). Ohne die beispiellose Energie, mit der im *Braunkohlenbergbau* die Förderung fortgesetzt, bereits seit der Vorkriegszeit, emporgebracht wurde, stände die gesamte deutsche Produktion schon längst vor der Katastrophe, die für diesen Winter den Haushalten droht und vielleicht der Industrie dazu. Denn der deutschen Wirtschaft fehlen nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge monatlich etwa 1,2 Millionen Tonnen Kohlen; dabei ist noch nicht einmal berücksichtigt, daß normalerweise in den Sommermonaten eine gewisse Aufstapelung erfolgen soll. In einer halbamtlichen Darlegung wurde neulich festgestellt:

»Die Beschaffung der Fehlmenge erfordert bei der letzten Devisenentwicklung einschließlich der Transportkosten monatlich über 2 Milliarden Mark. Es ist unmöglich, daß die Wirtschaft den Auslandsbezug an Kohle noch länger durchhalten kann.«³

Sowohl die Devisenschwierigkeit wie der Produktionsrückgang kommt für die Förderung von *Eisenerzen* gleichfalls in Betracht. Die deutsche Gewinnung an Roherz ging vom Jahr 1913 mit 28,6 Millionen Tonnen auf 6,4 Millionen im Jahr 1920 (weiter liegt die Statistik noch nicht vor) zurück, sie verminderte sich demnach um 77,8 %. Diese Verminderung ist ganz überwiegend auf den Verlust des lothringischen Minettebezirks zurückzuführen, aber auch nach dieser Seite bleibt die Minderwertigkeit der deutschen Valuta bei dem Angewiesensein auf die Auslandszufuhr ein schwerer Nachteil Deutschlands, obwohl der französische Franc noch lange kein Pfund Sterling oder Dollar ist. Unter Umrechnung auf das heutige deutsche Wirtschaftsgebiet bleibt außerdem zwischen 1913 und 1920 noch ein Produktionsrückgang von 14 ½ %.

Was wir unter Anwendung der künstlichsten Mittel an *Wohnungen* neu-schaffen, bildet, wie jedermann weiß, nur einen Tropfen auf einen heißen Stein. 1913, als infolge des verteuerten Kredits schon recht wenig gebaut

3) Siehe Die deutsche Kohlenlage, in der Industrie- und Handelszeitung vom 24. Juni 1922.

wurde, wuchsen in 35 Großstädten noch immer 54 702 Wohnungen zu. Demgegenüber bedeutet das Ergebnis von 1921 »ein gewaltiges Zurückbleiben und zwar um 61,1 %, das um so schwerwiegender zu beurteilen ist, als in den Vorjahren noch weniger und in den Kriegsjahren nahezu gar keine Wohnungen erbaut worden sind«. Hätten wir aber doch das Geldkapital und die Arbeitskräfte zum Bauen, so fehlt es uns wiederum an den hauptsächlichsten Baustoffen, an Zement und Ziegeln, Kalk und Mörtel, weil es uns — abermals an den Brennstoffen fehlt:

»Noch im Jahre 1913 war Zement ein wesentlicher Ausfuhrposten. Deutschland hatte eine Mehrausfuhr von nahezu 1 Million Tonnen Zement jährlich. In diesem Jahr sind selbst Behörden und Kommunen gezwungen sich Zement für dringliche Bauten aus dem Ausland zu kaufen, aus Belgien, Tschechoslowakei, Schweiz usw. Wie ist es denkbar, daß eine verarmte Wirtschaft sich den Luxus leistet Materialien, die wir im Innern unseres Landes in Hülle und Fülle über den Bedarf hinaus erzeugen könnten, vom Ausland zu kaufen? Ursache: Kohlennot!«



VOLK in Not! überschreibt Georg Heim einen Artikel, der vor kurzem in der Vossischen Zeitung erschien, und dem die letzte Angabe entnommen ist. Es ist selten etwas Zeitgemäßeres und Zutreffenderes über unsere wahre Lage und über deren durchschlagendste Ursache, den allgemeinen Produktionsverfall und die allgemeine Gleichgültigkeit gegen Produktionsfragen, gesagt worden. Heim weist hier mit Recht darauf hin, daß alle glänzenden Scheingewinne des agrarischen und industriellen Unternehmertums nur eine kranke, nachgerade bei lebendigem Leib verwesende Wirtschaft notdürftig überschminken; Scheingewinne, die auf die Dauer keinesfalls ausreichen den volkswirtschaftlichen Bedarf für Rohstoffverbrauch, für Abnutzung des alten Produktionsapparats und für die notwendige Erweiterung nicht dieses oder jenes, mit Recht oder aus Zufall bevorzugten Betriebs sondern der Gesamtwirtschaft Deutschlands zu decken. Die künstliche, krampfhaft aufgeblähte Einnahme und jedes Überschusses zu immer höheren Papiermarksummen infolge der Valutaentwertung hat ein täuschendes Schattenspiel an die Wand gezaubert, das die wirklichen Vorgänge vollkommen verzerrt wiedergibt. Bei allen diesen, äußerlich so bestechend erscheinenden Gewinnberechnungen handelt es sich nur um eine hirnlose Äfferei, die den einen sozialen Partner sich behaglich von Gewinnzuflüssen tragen läßt, die etwas ganz anderes sind als Produktionsfortschritte und Produktionsmehrleistungen, und die den Gegenpartner immer wieder zu den leidenschaftlichsten Kampfansagen und Kämpfen anstachelt, weil ein beträchtlicher Teil der nominellen kapitalistischen Überschüsse nur in der, abermals auf die Valutaentwertung zurückzuführenden Andersverteilung des nationalen Gesamtprodukts, in der trotz allen nominellen Lohnerhöhungen unterirdisch fortschreitenden Auspowerung der konsumierenden Massen wurzelt, deren Einkommen niemals mit der Warenverteuerung gleichen Schritt hält. Weil an den verschiedensten Stellen des Wirtschaftskörpers die nominellen Überschüsse einerseits durch immer höhere Wertberechnungen selbst des kümmerlichsten, kläglich zusammengeschrumpften Produktionsergebnisses, andererseits durch Zurückbleiben der fixierten Zins- und Rentenlasten und der Lohnauslagen steigen, gewahrt man, bis man dicht am Abgrund stehen wird, den unsichtbar dahinter steckenden beispiellosen Produktionsverfall überhaupt nicht, aus dem wir uns, wenn das auch nur eine kurze Weile noch so weiter geht, sehr bald nicht mehr werden aufraffen können.

Augenblicklich kommt das Verhängnisvolle dieser fast allseitigen Täuschung über unsere tatsächlichen Wirtschaftsverhältnisse in der unerträglichen Kreditanspannung zum Ausdruck, sehr bald wird es sich in einem Lauffeuer von finanziellen Zusammenbrüchen zur allgemeinen Anerkennung bringen: »Alle Banken betonen bereits in ihren Berichten, wie ungemein stark ihre Mittel von Kreditsuchern in Anspruch genommen werden. Allen Ansprüchen gerecht zu werden sind sie nicht in der Lage. Sie suchen sich selbstverständlich die wirtschaftlich stärksten und besten Debitoren aus. Ein Teil der Kreditsucher muß zurückgewiesen werden. Den vollen Kredit, den sie benötigen, werden überhaupt die wenigsten Betriebe bekommen. Die Folge davon wird sein, daß sich diese Betriebe selbst drosseln, das heißt Umsatz und Fabrikation einschränken. Das führt zur Entlassung von Angestellten und Arbeitern. An diesem Punkt halten wir gegenwärtig. Es wird nicht mehr lange anstehen, so wird sich das als richtig erweisen. Die Kreditnot wird noch verschärft dadurch daß die Landwirtschaft in erhöhtem Maße als Kreditsucherin auftritt . . . Das Kreditbedürfnis der Landwirtschaft ist erklärlich durch den gesteigerten Bedarf von Betriebsmitteln. Ein mittleres Gut von 1000 Morgen benötigt heute zur entsprechenden Düngung allein ein Kapital von rund 1 Million. Findet die Landwirtschaft den Kredit, den sie benötigt, nicht, so leidet darunter die landwirtschaftliche Produktion. Was bei der Industrie und beim Handel die Drosselung des Betriebes, die Einschränkung der Fabrik und des Umsatzes ist, ist bei der Landwirtschaft der Übergang von der intensiven zur extensiven Wirtschaft. Welche Gefahr damit verbunden ist, brauche ich nicht zu sagen. Dabei wird das Geld selbstverständlich täglich teurer . . . Für Bankleihgeld ist bei uns seit 2 Jahren der Leihgeldzinsfuß gestiegen von 8 auf 9 und 10 %, und jetzt halten wir für erste Kreditsucher bei 11 %. Die Entwicklung wird sehr rasch vorwärts schreiten.«⁴

Unsere Valutagesundung hängt in erster Linie von unserer *innern Mehrproduktion* ab, von dem Verhältnis unserer Ausfuhrkraft zu unserm Einfuhrbedarf. Unsere Preisgesundung und damit die Kaufkraft unserer Einkommen, vor allem unserer Lohneinkommen wird sich, selbst bei wieder gefestigter Währung, nach unseren produktionsellen Mehrleistungen richten: danach, ob die Warenbesitzer weiter eine Warenknappheit zu maßlosem Preiswucher ausnutzen können, oder ob sie froh sein müssen für reichlich vorhandene Lagervorräte und Ladenbestände Absatz zu finden. Die Preisgesundung und die Kaufkraft der Löhne hängen aber selbstverständlich nicht minder davon ab, ob es gelingt (und dabei handelt es sich viel mehr um Industrie und Verkehr, nicht um die Landwirtschaft, die heute schon auf viel weniger Arbeitskräfte angewiesen ist) den Produktionsprozeß wieder großzügig und zielbewußt darauf einzustellen: mit dem verhältnismäßig kleinsten Kraftaufwand den höchsten sachlichen Produktionsertrag zu erzielen. Denn alles in allem haben wir in Deutschland keine überflüssigen Kräfte mehr, um neben dem, aus der zusammengeschwundenen heutigen Produktion nicht annähernd zu befriedigenden Eigenbedarf Deutschlands noch die Reparation zu leisten, die doch nur aus unserer Mehrproduktion gedeckt werden kann.⁵ (Unser ganzer heutiger Industrieexport, über

4) Siehe *Helm Volk* in *Not!*, in der Vossischen Zeitung vom 17. Juli 1922.

5) Auch die *Reichsstatistik* (Wirtschaft und Statistik, 1922, Seite 153) berechnet die Deutschland auferlegte Mehrproduktion für die Entente ähnlich wie Rathenau (siehe meinen Artikel *Der Kampf um den Achtstundentag*, in den Sozialistischen Monatsheften, 1922 I, Seite 329 ff.): »Bis Ende Februar [1922] sind von der deutschen Regierung insgesamt 1,217 Milliarden Goldmark als Barleistung an die Entente gezahlt worden. Der durchschnittliche Stundenlohn beträgt nach einer annähernden Berechnung gegenwärtig rund 50 Goldpfennige. Es ergibt sich somit eine Gesamtzahl von 2,434 Milliarden Arbeitsstunden oder, das Jahr zu 2400 Arbeitsstunden gerechnet, die Jahresarbeitsleistung von rund 1 Million deutscher Arbeiter, die allein durch die Barzahlungen an die Entente ohne Gegenleistung abgeführt wurde. Es ist klar, daß diese gewaltigen Leistungen von einer Volkswirtschaft, deren Produktionskapazität nach dem 4jährigen Erschöpfungskrieg auf etwa 60% des Friedensstandes herabgesunken ist, nicht ohne tiefgehende Zerrüttung ihrer den steten Ausgleich von Bedarf und Arbeit heischenden Bilanz getragen werden können.«

dessen gewinnbringende "Verschleuderung" von mancher Seite so viel Aufhebens gemacht wird, ist, noch dazu ohne Abzug des Gegenwerts der in ihm steckenden Auslandsrohstoffe, kaum hinreichend, um die Zahlungsmittel für die Wiedergutmachungsleistungen aufzubringen.)

Diese Produktionsforderung, diese letzte Kräfteanspannung zu unserer Rettung, macht selbstverständlich nicht vor der Arbeiterklasse halt. Es hieße auch alles, was wir stets über die fundamentale produktionselle Bedeutung der Arbeiterklasse uns und aller Welt verkündet haben, mit einemmal abschwören und vergessen, wenn wir die Einzelleistungen und das Zusammenwirken der lebendigen persönlichen Arbeitskräfte im Produktionsprozeß nicht beherrschend in den Vordergrund rücken wollten sondern alles der mehr technisch-kapitalistischen Rationalisierung, der Verbesserung des toten Produktionsapparats überlassen zu können glaubten. In *deiner* Brust sind deines Schicksals Sterne: dieses Wort gilt heute mehr denn je vornehmlich für die Arbeiterklasse.

Erst wenn wir für diese wirtschaftliche Grundforderung der Produktionssteigerung mindestens die selbe Einsicht und Entschlossenheit aufbringen wie für unsere politische Grundforderung der demokratischen Selbstbestimmung des Volkes, werden sich für das innerlich gebrochene Deutschland die Pforten einer lichten Zukunft erschließen.

MARK SLONIM · DER PROZESS DER GEGEN-REVOLUTION

FINES der inneren Vorkommnisse des russischen Lebens, der Moskauer "Prozeß" gegen die Sozialrevolutionäre, ist unerwarteterweise zu einem wichtigen Ereignis in der internationalen Politik, ja fast zu einem Wendepunkt in der Geschichte der Beziehungen zwischen dem sozialistischen Westeuropa und dem bolschewistischen Moskau geworden.

Das bolschewistische Regime währt in Rußland nun schon mehr als 4 Jahre. In diesen fürchterlichen Jahren der Gegenrevolution, die der Bolschewismus darstellt, verlor dort das Menschenleben jede Bedeutung. Um ihre Macht aufrechtzuerhalten, schreckte die bolschewistische Regierung nicht davor zurück Ströme von Menschenblut zu vergießen und Hunderttausende von Opfern auf dem Altar des Irrsinns und der Herrschsucht abzuschlachten. Der organisierte Terror ist die einzige Grundlage der bolschewistischen Staatlichkeit, der Henker die Hauptstütze der bestehenden Regierung. Der Westen wußte dies. Alle wiesen darauf hin, die nicht von dem bengalischen Feuer der als kommunistisch deklarierten Lügengebilde geblendet waren und nicht offen oder insgeheim in den Dienst der Moskauer Regenten traten, um dem Scheingebild der Macht oder dem realen Gold nachzujagen. Der Westen wußte, daß in Rußland unablässig Hekatomben von Opfern fielen. Er hörte das Echo der Massenfüsilladen und Hinrichtungen, er vernahm das Wehklagen und Stöhnen der Opfer, die der folternden Erwartung des Todes ausgeliefert waren. Aber wie viele Stimmen haben sich in diesen Jahren erhoben, um gegen die Massenschlächtereie zu protestieren, die Rußland mit Blut überschwemmte? Wer in Europa hat gegen die Herrschaft des

Mordes und der Willkür Einspruch erhoben, das Verbrecher und Schwachköpfe dort errichteten? Und was war die Ursache dieses Schweigens? Die einen fanden nicht den Mut zum Protest. Bei den anderen war der Nebel des Irrglaubens an den Bolschewismus (der den Namen des Kommunismus okkupiert hatte) noch nicht endgültig zerstreut. Wieder andere, die über die Interventionen empört waren und die Rückkehr des Zarismus fürchteten, glaubten, die Aufdeckung der bolschewistischen Greueltaten schädige die russische Revolution und könne die Stellung der Monarchisten und der weißen Generale verstärken. Lange Zeit herrschten in den Arbeiterklassen Europas vollkommen irrige Anschauungen über die wirkliche Lage in Rußland. In den Augen des Proletariats war das bolschewistische Rußland das Symbol der wirklichen Revolution, der Träger der Idee von der Befreiung der Welt aus kapitalistischem Joch. Diese Illusion war so stark, daß das Bild der russischen Revolution sich für die breiten Massen mit dem Bild der Sichel und des Hammers identifizierte, die das Wappen "Sowjetrußlands" (von dem man immer noch sprach, obgleich die bolschewistischen Gewalthaber längst jeder Macht der Sowjets den Garaus gemacht hatten) schmücken. Die Massen waren freilich meist unschuldig an der Fortpflanzung dieses trügerischen roten Mythos, sie ergaben sich seiner Gewalt unter der Einwirkung der Unwissenheit und eines revolutionären Instinkts, der nur leider die verkehrte Bahn, die der Gegenrevolution, ging. Sie hofften ganz ehrlich den Sozialismus durch Bajonette und Maschinengewehre verwirklichen zu können. Die Führer aber trugen die Verantwortung für diesen Betrug. Sie fürchteten, wenn sie scharf gegen den Bolschewismus auftraten, ihren Einfluß auf die bolschewisierten Massen zu verlieren. Und deshalb schwiegen diese sozialistischen Führer sehr häufig oder stellten sich gleichgültig gegen die entsetzlichen Nachrichten, die aus Rußland kamen.

Ein solcher Zustand konnte natürlich nicht von langer Dauer sein. Allmählich begriffen alle, die den Bolschewismus nur als eine geistige Ansteckung oder einen vorübergehenden Fanatismus angesehen hatten, welch eine furchtbare Gefahr er für den internationalen Sozialismus bildete. Als sich wahrheitsgetreue Berichte aus Rußland mehrten, erkannte man allmählich immer mehr den Schaden, den die verlogene bolschewistische Propaganda in die Reihen der Arbeiterschaft hineintrug. Nur mit großer Mühe emanzipierte sich der europäische Sozialismus von der blinden Anbetung der Leninschen Diktatur. Aber es bedurfte noch, leider, der Sabotageakte der europäischen "Kommunisten", des zynischen Verhaltens der sogenannten Dritten Internationale, der Spaltungen und Bestechungen, die von den Moskauer Herrschern ausgingen, ehe die europäischen Sozialisten den Mut fanden sich vom Bolschewismus zu scheiden.

Dieser Prozeß spielte sich in den politischen Parteien der verschiedenen Länder langsam und sehr ungleichmäßig ab. Die Führer des europäischen Sozialismus nahmen nicht sofort eine klare Stellung ein; sie lehnten nicht sofort die Gruppendiktatur ab und sind selbst heute noch nicht so weit im Bolschewismus den wirklichen Feind des Sozialismus zu erkennen. Eine Reihe von Parteien und Gruppen stand in der Mitte; sie versuchte eine Brücke zwischen der Zweiten und der Dritten Internationale zu schlagen. Namentlich die Wiener Arbeitsgemeinschaft wollte durchaus eine Einheitsfront mit den Kommunisten gebildet sehen. Es bedurfte erst eines äußern

Anstoßes, damit die in den sozialistischen Kreisen heranreifende antibolschewistische Stimmung sich endlich zu einem Protest gegen das bolschewistische Regime als solches verdichtete. Die Moskauer Internationale mußte erst durch eine Handlung in der Öffentlichkeit den Optimisten vor Augen führen, wie unmöglich eine Einheitsfront mit den Kommunisten sei. Hat der Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre hier endlich die Entscheidung gebracht?

Das Streben nach einer Einheitsfront stellte einen Kompromiß aller derjenigen dar, die ihre Unsicherheit dem Bolschewismus gegenüber noch nicht endgültig überwunden hatten und nicht öffentlich zu erklären wagten, daß das bolschewistische Prinzip nicht nur antisozialistisch sondern direkt konterrevolutionär sei. Zu einer Einheitsfront hätten naturgemäß nicht nur die Bolschewisten sondern auch die Vertreter der ihnen feindlichen sozialistischen Parteien Rußlands herangezogen werden müssen. Damit rückte die Frage der Verfolgung der russischen Sozialisten durch die Bolschewisten in den Vordergrund. Schon Ende 1921 erfuhren die sozialistischen Parteien Westeuropas von den grausamen Verfolgungen der Sozialisten in Rußland, den Erschießungen, Verhaftungen, Folterungen, denen die Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre von der sich kommunistisch nennenden Regierung ausgesetzt waren. Im Februar 1922 richtete die Zweite Internationale einen Protest gegen diese Verfolgungen nach Moskau. Um diese Zeit waren die Vorbereitungen zur Konferenz von Genua im Gang, auf der die Bolschewisten als eine auf Gesetzlichkeit und Ordnung beruhende Regierung erscheinen sollten. Diese beiden Tatsachen haben den Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre heraufbeschworen. Einerseits wollte man den europäischen Sozialisten, die die Befreiung der politischen Gefangenen in Rußland forderten, zeigen, daß man die Sozialrevolutionäre und Sozialdemokraten wegen ihrer "Verbrechen gegen die Revolution" verfolgte, die ihre gerichtliche Sühne finden mußten. Andererseits sollte die Gerichtskomödie in Westeuropa die Vorstellung befestigen, daß die "Sowjetregierung" fest auf dem Boden der Gesetzlichkeit stände, und die Beschuldigungen der Willkür und grundloser Hinrichtungen unrichtig seien.

Ursprünglich wollten die Bolschewisten die Sozialrevolutionäre nur anklagen terroristische Handlungen gegen Mitglieder der Regierung vorbereitet zu haben. Sie wünschten auch keineswegs, daß der Prozeß in der Öffentlichkeit den starken Widerhall fände, den er infolge der Einmischung der westeuropäischen und russischen Sozialisten gefunden hat. Er sollte den Bolschewisten in ihrem Kampf auf internationalem Boden nur als Material, als Argument dienen, sowohl um ihr Ansehen bei den Regierungen zu befestigen, als auch um ihre Position im internationalen Sozialismus zu stärken. Die Bolschewisten vergaßen nur eines: Der Prozeß fand gerade zu der Zeit statt, als die Vertreter des europäischen Sozialismus sich genötigt sahen den Abgesandten der Moskauer Internationale bei den Verhandlungen über die Einheitsfront ihre Rechnung zu präsentieren. Als eine der Bedingungen der Einheitsfront, der Prüfstein für ihre Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, wurde auf der Aprilkonferenz der 3 Internationalen die Forderung gestellt, daß die Bolschewisten die Verfolgung der Sozialisten aufgeben, keine Todesurteile gegen sie fällen und den Angeklagten gerichtliche Garantien sichern sollten. Im Augenblick, wo man eine taktische Vereinigung mit den "Kommunisten" beabsichtigte, gewann die Frage der Sozialistenverfolgungen in Rußland be-

sondere Bedeutung. Entweder mußte man den Versuch gemeinsamer Aktionen mit den Bolschewisten mit einer stillschweigenden Verurteilung und Preisgabe aller in Rußland verfolgten Sozialisten erkaufen oder durch Eintreten für die Opfer der Tscheka und die Forderung der Befreiung der politischen Gefangenen einen offenen Konflikt mit den Bolschewisten heraufbeschwören. Auf der Berliner Konferenz kam es denn auch zu einem solchen Zusammenstoß. Auf dieser Konferenz beschäftigte sich der europäische Sozialismus zum erstenmal ernsthaft mit den russischen Angelegenheiten. Hätten die Bolschewisten diese Einmischung mit Konzessionen beantwortet, so wäre vielleicht der Boden für weitere Kompromißverhandlungen zwischen den 3 Internationalen geschaffen worden. Allerdings wäre nichts Wesentliches dabei herausgekommen, aber die Illusion der "Einheitsfront" wäre dann noch nicht so schnell zerschlagen worden. Aber die Bolschewisten wichen während und nach der Berliner Konferenz nicht im geringsten von ihrer alten, bewährten Taktik der Spaltungen, Betrugereien und Schlauheiten ab; sie leugneten keineswegs, daß sie sich die Einheitsfront nur als die Oberherrschaft der Bolschewisten über die geeinte sozialistische Internationale vorstellten. Statt die Sozialistenverfolgungen in Rußland zu mildern, verstärkten sie ihre Repressalien, und als Symbol dieses Kurses wurde der Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre angestrengt, den die Regierung nunmehr mit aller Macht aufbauschte. Die Berliner Konferenz veranlaßte die Bolschewisten lediglich den Rahmen des Prozesses auszudehnen. Es drehte sich nun nicht mehr allein um terroristische Anschläge sondern um den gesamten Kampf der russischen Sozialisten gegen die bolschewistische Gewaltherrschaft. Auf der "Anklagebank" saßen nicht einzelne Personen, sondern eine ganze Partei, und die "Anklage" gegen sie bezog sich nicht allein auf ihre Tätigkeit sondern auch auf ihre Überzeugungen und Ideen, auf ihre Gegnerschaft gegen die bolschewistischen Parteidoktrinen. Der Streit über die russische Revolution wurde in den Gerichtssaal getragen. Auf der Tagesordnung stand die Frage, welche Kräfte in der Revolution wirkten; und das Urteil des Tribunals sollte nun nicht mehr allein über das Schicksal der 22 Angeklagten entscheiden sondern auch die Rolle eines geschichtlichen Urteils spielen, das bestimmte Methoden des Sozialismus und der Demokratie rechtfertigte oder verdammt. Hier prallten zwei Welten, zwei Weltanschauungen auf einander.

Der Moskauer Prozeß gewann eine außergewöhnliche theoretische und praktische Bedeutung. Er lenkte naturgemäß die Aufmerksamkeit der ganzen sozialistischen Welt auf sich, da er den Nachweis erbringen sollte, wer in Wahrheit für, wer gegen die russische Revolution kämpfte. In diesem Prozeß zeigte nun das in Rußland zurzeit bestehende Regime sein wahres Antlitz: seinen unersättlichen Blutdurst, seine theoretische Hilflosigkeit, seine politische Ideenlosigkeit und seine absolute Sterilität. Es zeigte sich, wie vergeblich alle immer wieder gutgläubig gehegte Hoffnung sei, daß dieses System der Folterung des Geistes und der Kreuzigung des Körpers geläutert und gewandelt werden könnte. Der Moskauer Prozeß gründete sich auf die Angaben von Verrätern. Als Zeugen traten Lockspitzel auf, als Ankläger Renegaten. Die Zusammensetzung des von der Regierung ernannten Gerichts sicherte von vornherein seine vollständige Abhängigkeit von der bolschewistischen Gruppe, die Rußland beherrscht. In der Reihe der Richter saßen Leute, die durch zahlreiche grausame Morde bekannt geworden sind.

Keinerlei Rechtsgarantien waren den Angeklagten gewährt. Davon überzeugten sich in genügendem Maß die ausländischen Verteidiger, Vandervelde, Rosenfeld und Liebknecht, die vergeblich versucht hatten den Verhandlungen, die eine Verhöhnung aller Rechtsprechung waren, den Charakter der Öffentlichkeit und Gesetzlichkeit zu geben. Mit ihrem gewohnten Zynismus lehnten die Bolschewisten die Erfüllung des Berliner Abkommens ab und zeigten damit, ihre eigenen Versprechungen waren ihnen nur ein Fetzen Papier. Der zunehmende Druck der europäischen Sozialisten, die eine Protestkampagne gegen die Moskauer Mordjustiz einleiteten, veranlaßte die russischen "Kommunisten" eine Bewegung des "Volkszorns" zu inszenieren. Durch Androhung der Entziehung der Lebensmittelrationen zwang man die Arbeiter blutrünstige Resolutionen gegen die angeklagten Sozialrevolutionäre anzunehmen. Man kommandierte sie zu öffentlichen Demonstrationen ab, die den Nachweis erbringen sollten, daß "das Volk" die Köpfe der Angeklagten fordere. Die Bolschewisten wollten offensichtlich die Prozesse der französischen Revolution nachahmen. Der Unterschied war bloß der, daß das Volk in der französischen Revolution von einer spontanen revolutionären Bewegung hingerissen war, während heute in Moskau weder revolutionärer Elan noch Spontaneität zu finden ist. Hier gibt es lediglich kühle Berechnung und einen sorgfältig vorbereiteten Mord, der von der bestellten Claque der "Stimmen aus dem Volk" als "Urteil" drapiert wird.

Es muß hervorgehoben werden, daß die russische Arbeiterklasse ein außerordentliches Interesse für den Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre an den Tag legt. Seit Monaten bildet der Prozeß den Mittelpunkt des innern Lebens in Rußland, und wo es nur möglich war, zeigten Arbeiter, Bauern und Intellektuelle ihre Empörung über die bolschewistische "Rechtsprechung" und ihre Sympathie mit den Angeklagten. Kein Wunder. Der Kontrast zwischen den "Richtern" und den "Angeklagten" springt auch allzusehr in die Augen. Auf dem dunklen Hintergrund menschlicher Entartung, in der Atmosphäre der Denunziationen und Spitzeleien, des Renegatentums und der Bestechlichkeit, gestohlener Dokumente und künstlich fabrizierter Resolutionen, hebt sich das kleine Häuflein der angeklagten Revolutionäre ab, das von einem dreifachen Ring von Gefängniswärtern, Soldaten und gedungenen Mördern umgeben ist. Die Angeklagten deckten in ihren Reden mit aller Deutlichkeit das Wesen des Prozesses auf. Sie erklärten, daß sie für die Errungenschaften der Revolution gegen die bolschewistische Gewalt, für die Selbstbestimmung des russischen Volkes gegen die Cliquendiktatur kämpften und auch in den furchtbaren Jahren 1917 bis 1920 jenes Werk fortsetzten, dem sie bis dahin ihr ganzes Leben geweiht hatten. Die Angeklagten blieben auch in diesem Prozeß ihrer revolutionären Überzeugung treu; mit unerschütterlichem Mut und voll stolzer Mannhaftigkeit vertraten sie die von den Bolschewisten zuerst verratene, dann unterdrückte und geschändete russische Revolution. Als Ankläger richteten sie den Prozeß, den die Gegenrevolution gegen sie angestrengt hatte, sie enthüllten jenes schändliche Regime der Gewalt, der Rechtlosigkeit und Sklaverei, das ein "Urteil" über sie zu fällen wagte. Sie schleuderten dem Bolschewismus, der die physische Gewalt über sie hat, die unerbittlichen Anklagen des Geistes ins Gesicht. Sie klagten jenes konterrevolutionäre Wesen der bolschewistischen Regierungsmacht an, das sich in diesem Prozeß vor den Augen aller, die sehen wollen, selbst an den Pranger gestellt hat.

Um was ging es in dem Prozeß vor dem Moskauer Obersten Tribunal? Auf der einen Seite stand die Regierung, die zum Zweck der Ermordung der Angeklagten den ganzen Staatsapparat, die Staatskasse, die offizielle Presse (die einzige, die in Rußland besteht) in Bewegung gesetzt hat. Auf der andern Seite stand ein Häuflein wehrloser Menschen, die jedes wahre Wort mit dem Leben bezahlen müssen. Was hier vor sich ging, war der Kampf um das Wesen der russischen Revolution. Wie können ihre Errungenschaften gerettet werden? Die Fortführung des bolschewistischen Regimes ist der Ruin des Landes. Längst schon ist seine scheinrevolutionäre Hülle gefallen, längst schon hat es sich als politische und soziale Reaktion entpuppt. Brachte die glorreiche Märzrevolution des Jahres 1917 die Befreiung der Arbeiter und Bauern, eine freie Rechtsordnung, schuf sie einen günstigen Boden für die Entwicklung zum Sozialismus, so brachte der Bolschewismus ein Regiment der Sklaverei, das die ökonomischen und geistigen Voraussetzungen des Sozialismus vorerst wieder vernichtete. Diese Konterrevolution mußte sich mit aller Kraft auf die wirklichen Revolutionäre, auf die Vertreter des ihm feindlichen Sozialismus stürzen. Aus dieser Tatsache erklärt sich jener Blutdurst, mit dem alle Bolschewisten, von dem Neurastheniker Krylenko an bis zu dem Pseudomäzenaten Lunatscharskij, die Köpfe der Angeklagten fordern. Sie brauchen die physische Vernichtung der Revolutionäre.

Nur mit Mühe und ganz allmählich sind auch die westeuropäischen Sozialisten zur Erkenntnis dieser Tatsache gelangt. Die bolschewistische Gerichtskomödie hat selbst den Schwankenden die Augen geöffnet, und auf den beiden Seiten der Barrikade fanden sich Menschen, zwischen denen keine Versöhnung möglich ist. Von den Anhängern der Dritten Internationale war es einzig der Franzose Sadoul, der die Stimme der Menschlichkeit sprechen ließ; er plädierte für ein mildes Urteil und drückte die Überzeugung aus, das Tribunal werde zeigen, daß »ohne Not kein Blut vergossen« werde. Er stand aber in seinem Lager ganz allein. Die Deutsche Clara Zetkin, der Tscheche Muna und der Ungar Bokanyi forderten »im Namen der europäischen Arbeiterklasse« (welche Schamlosigkeit wäre für Parteigänger der Bolschewisten zu groß?) die Köpfe der Sozialrevolutionäre. Vandervelde, Liebknecht, Rosenfeld, Merrheim, Branting und andere Führer der Zweiten Internationale und der Wiener Arbeitsgemeinschaft forderten im Namen der europäischen Arbeiterklasse ihre Freilassung. Es ist dann so gekommen wie man es voraussehen konnte: Das bolschewistische Tribunal hat sich nicht gescheut Sadoul Lügen zu strafen und denen zu folgen, die nach Blut schrien. Es hat am 8. August über 15 Führer der Sozialrevolutionäre das Todesurteil ausgesprochen. Und der Allrussische Zentral-exekutiv Ausschuß hat dieses Todesurteil sofort bestätigt. Er hat aber beschlossen »seine Ausführung aufzuschieben, die indessen in naher Zeit stattfinden soll, falls die Sozialrevolutionäre Partei ihre Gewalttaten und ihren Geheimdienst gegen die Sowjetregierung nicht einstellt«. Die Führer sollen also als Geiseln mit ihrem Leben dafür bürgen, daß die Sozialrevolutionäre Partei es aufgibt für die Befreiung des russischen Volkes zu wirken. So glaubt die bolschewistische Gegenrevolution endgültig die revolutionäre Bewegung, die Idee des Sozialismus in Rußland ersticken zu können. Der Versuch, den Tschitscherin in seinen, in der Vossischen Zeitung vom 13. August 1922 wiedergegebenen Ausführungen macht, die Sozialrevolutionäre

Partei als »Werkzeug« der »zäsaristischen Politik« Frankreichs hinzustellen und so, in schlauder, allzu schlauder Spekulation auf die in Deutschland zurzeit herrschende Animosität gegen Frankreich, die menschliche Empörung über das unmenschliche Verfahren auszulöschen, kann in der sachlichen Kümmerlichkeit seiner Beweisführung, die auch durch die bolschewistisch-unverfrorene Täuschungsmethode der Darstellung nicht verdeckt wird, diesen Tatbestand nicht verdunkeln. Jetzt wird die sozialistische Internationale, endlich, einsehen, daß es zwischen den Henkern und ihren Opfern, zwischen den Knechten der Gewalt und denen, die sich gegen sie empören, keine gemeinsame Sprache gibt, keine "Verständigung" geben darf.

Die größte Bedeutung des Prozesses gegen die Sozialrevolutionäre liegt vielleicht darin, daß er die Läuterung des sozialistischen Bewußtseins fördert, daß er der Welt die furchtbare Wahrheit über den Bolschewismus verkündet, die schädliche Illusion eines möglichen Zusammengehens mit den Bolschewisten vernichtet; daß er die sozialistischen Parteien zwang eine klarere und entschiedener Stellung zu dem Trugbild der angeblich in Rußland aufgerichteten Diktatur des Proletariats einzunehmen, und daß er mit unwiderstehlicher Macht das konterrevolutionäre Wesen jenes Regimes aufgedeckt hat, das heute das unglückliche russische Volk beherrscht.

HERMANN SCHÜTZINGER · HINDENBURG UND LUDENDORFF

BIS vor kurzem pflegte die in- und ausländische militärische Kritik des Weltkriegs Hindenburg und Ludendorff als eine Führerpersönlichkeit zu betrachten und deren Wirken im Osten und Westen nur von einem Gesichtspunkt aus: dem der vollkommenen Homogenität ihrer strategischen Beurteilungs- und Entschlußkraft, zu würdigen. Nun sind in dem Erfolg einer taktischen und strategischen Operation die Überlegungen der Führung, die der Kampfhandlung vorangingen, als Ausfluß der Geisteskraft und der Charakterveranlagung des Heerführers und seines Stabschefs ja wohl kaum mehr feststellbar. Die Kriegserinnerungen der für das militärische und politische Fazit des Weltkriegs hauptsächlich verantwortlichen Männer geben uns immerhin ein Bild von der geistigen und seelischen Veranlagung der beiden, daß wir daraus gar manches für ihren Anteil an dem Gang der Dinge zu abstrahieren vermögen.

Es muß uns zu denken geben, daß der Mann, der zuerst Ludendorff als Strategen mit einer leuchtend klaren Kritik durchsucht hat und nun den Unterschied der Führer- und Charaktereigenschaft der beiden Männer mit einer staunenswerten Akkuratess zutage fördert, ein Vertreter des durch geistige Schulung hervorragenden französischen Generalstabs ist: nämlich der General Edouard Buat, der seinem sehr instruktiven Buch über Ludendorff nur ein durch Feinheit der Analyse und seelisches Verständnis sich auszeichnendes Buch über Hindenburg hat folgen lassen.¹ Vergebens suchen wir in der deutschen Militärliteratur nach einer ähnlichen Würdigung. Es ist beschämend diese Tatsache feststellen zu müssen. Buat unternimmt es da die Beteiligung Hindenburgs und Ludendorffs an der Führung des

1) Siehe *Buat* Ludendorff /Lausanne 1920/ und Hindenburg /München 1922/.

Krieges zu untersuchen und gegen einander abzugrenzen. Er tut es mit aller Geistesschärfe und stellt fest, daß auf dem Gebiet der militärischen Fragen die Entscheidungsgewalt Ludendorffs seit dem Tag, da der Feldmarschall diesen Mitarbeiter gewonnen hatte, stetig, aber langsam größer wurde. Die bedeutenden Bewegungsschlachten im Osten 1914-1915 sind zweifellos größtenteils auf das Konto Hindenburgs zu setzen. Immer mehr aber verstand es der schroffe und hartnäckige Stabschef seinen Vorgesetzten mit sich zu zerren und mürbe zu bekommen, bis die Überspannung des Möglichen und der Zusammenbruch kam. Hindenburg sei zu Ausgang des Krieges nach wie vor die schönere, Ludendorff die robustere Seele gewesen.

Hindenburg und Ludendorff sind in ihrem Fühlen und Denken völlige Gegensätze. Hindenburg ist weit entfernt die Eigenschaften und die Größe anderer Nationen zu verkennen und verschließt sich keineswegs deren Eigenart. Er steht anderen Völkern ohne Voreingenommenheit gegenüber; darum lobt er den französischen Angriff auf Douaumont, äußert die höchste Achtung vor britischer Staatsweisheit und diplomatischer Kunst, vor der Zähigkeit der englischen Truppen und ergeht sich in langen Betrachtungen über die starken und hohen sittlichen Kräfte, die in Rußland am Werk waren. Er überschätzt keineswegs seine Siege im Osten und schreibt sie großenteils der technischen Ungeschicklichkeit der Russen in der Handhabung des funkentelegraphischen Dienstes zu. Auch für die eigenen Landsleute findet er in seiner angeborenen und bewußten Güte Worte der Rechtfertigung, selbst in der Schilderung der um sich greifenden militärischen Zersetzung vor dem Zusammenbruch. Buat kennzeichnet die aus Hindenburgs Autobiographie² hervortretende Darstellungsweise mit den Worten: »Auch in der Schilderung seiner eigenen Operationen zeigt er sich als aufrichtiger Charakter. Er verschleierte die überstandenen Krisen nicht, er vertuschte keine der erlittenen Schlappen. Die Aufzählung der Belege für Hindenburgs Aufrichtigkeit sowie auch für seine Einsicht in die tieferen Gründe des menschlichen Irrsins und Fehlens könnte man bis ins Unendliche fortsetzen. Um zum Schluß zu kommen: Hindenburgs geistiger Horizont ist weit genug, um ihn in den neuen Ideen nicht unbedingt neue Irrtümer erblicken zu lassen. Er faßt ohne Furcht die Möglichkeit ins Auge Deutschlands Vormacht in der Welt »durch neue Mittel und Wege« wieder aufzubauen: Mittel und Wege sind ihm gleichgültig, wenn nur der Zweck erreicht wird. Er hat den Mut die Ereignisse auch vom Gesichtspunkt der anderen aus zu betrachten, und das spricht für die Großzügigkeit seines Charakters.«

Am klarsten tritt uns das Charakterbild der beiden aus ihrer Beurteilung der Bundesgenossen Deutschlands entgegen. Hindenburg nimmt die Österreicher in Schutz, da es ihnen einfach nicht möglich gewesen wäre einen neuen, erhebenden Antrieb einheitlichen nationalen Kampfwillens in die national heterogenen Bestandteile der Donaumonarchie hineinzubringen. Auch für Bulgarien findet er entschuldigende Worte; es hätte erst vor kurzem einen andern mörderischen Krieg überstanden, in dem der größte Teil des Offizierkorps zugrunde gegangen sei. Selbst für die 3- bis 500 000 Fahnenflüchtigen der türkischen Armee konstruiert er eine Entschuldigung: die Sehnsucht nach der Heimat, nach Weib und Kind trieb sie nach Haus. Graf Czernin und Burian sucht er zu begreifen, Talaat und Enver rühmt er als vollwertige Vertreter des alten, ritterlichen Türkentums. Daß er in der Beurteilung der beiden letztgenannten sehr fehlgreift, kann ihm nicht zum Schlechten angerechnet werden. Hindenburg war eben geneigt höhere seelische Qualitäten

²) Siehe von Hindenburg *Aus meinem Leben* /Leipzig 1920/.

auch da vorauszusetzen, wo sie nicht vorhanden waren. Nur sich selber suchte er nie ins rechte Licht zu setzen: auch hierin das wahre Widerspiel zu Ludendorff. Dieser freilich hat über alle ganz andere Urteile: Österreich-Ungarn nennt er einen »halbverwesten Körper«, den Kaiser Karl einen Abtrünnigen und Verräter, Czernin einen Schwätzer, Ferdinand von Bulgarien den Repräsentanten eines »faulen« Regierungssystems, die Türken maßlos in ihren Forderungen und trotz allen Opfern von seiten Deutschlands gleichgültige Orientalen. Buat sagt mit Recht:

»Ludendorff ist kein Psychologe. Ebenso wenig wie er die Seele seines Volks begreift, dringt er in die Seele seiner Gegner ein. Er setzt bei ihnen die selben Beweggründe voraus, die ihn selbst leiten, den selben Größenwahn, der ihn beseelt.«

So bildet sich unter dem Meißel des tief schauenden Franzosen das Charakterbild der beiden Männer und damit der Schlüssel zu ihrer Verantwortlichkeit an dem Gang des Weltkriegs. Hindenburg, der wägende, verstehende, spekulative, ist zweifellos der Vater der großen Gedanken und der überragenden Führerentschlüsse. Ludendorff, der simple Machtmensch, hat das Große in ihnen dann ins Groteske verzerrt. Für die Führerschaft Hindenburgs können wir uns ruhig das Wort Buats zu eigen machen:

»Hindenburg ist kein Fanatiker, mag er auch dem selben Glauben huldigen wie sein Untergebener, ein ungeheurer Abstand trennt ihn von ihm in der Ausübung dieses Glaubens.«

Deutschlands militärischer Zusammenbruch ist in erster Linie das Werk des "Fanatismus" der deutschen Führung. Darum muß man sich mit der Art Ludendorffs auseinandersetzen. Seine eigenen Bücher beweisen mit aller Deutlichkeit, daß Ludendorff eine schwankende Natur war. Er verstrickt sich fortgesetzt in Widersprüche und beweist damit, daß er auch in den Stunden wichtiger Entscheidung nicht wußte, was er wollte. Er wirft seine Entscheidungen unter dem Einfluß einer neuen Umgebung sofort wieder um. Ludendorff besaß (allerdings auch nur, solange alles gut ging oder zu gehen schien) Energie und die Schulung des preußischen Generalstabs in hoher Vollendung. Für örtlich und zeitlich begrenzte Einzeloperationen genügte das. Aber für die große strategische Kombination und Konzeption reichten seine Anlagen nicht aus.

Ludendorffs Charakter tritt uns vor allem aus seinen Büchern entgegen.³⁾ Das ewig wiederkehrende Eigenlob, der Hochmut, der Zwang nach außen etwas scheinen zu wollen, was er nicht war: das alles kommt da ohne Hemmung zum Vorschein. Überaus peinlich berührt sein Verhalten gegen Hindenburg. Mit ein paar flüchtigen Worten erinnert er gelegentlich einmal an ihn, obwohl er doch die Pflicht hatte dem Feldmarschall jeden Morgen über den Stand der Operationen zu berichten. Alles will er ausgedacht, alles er vorbereitet, alles er geleitet haben. Ludendorff und sein Adlatus Bauer belieben ihren direkten Vorgesetzten als eine ehrwürdige Null hinzustellen. »Wir haben ihm zuletzt gar nicht mehr gesagt, wo die Armeekorps standen«, erzählt der Oberst Bauer Hans Delbrück über den Feldmarschall. Wäre es auch so wahr wie es unwahr ist, daß Hindenburg das bloße Werkzeug oder Aushängeschild Ludendorffs war, so zeugt es doch von nicht zu übertreffender Taktlosigkeit sich dessen in aller Öffentlichkeit zu rühmen. Dagegen halte man das herzensfeine Benehmen Hindenburgs, der überall für seinen Mitarbeiter eintritt und höchste Ehren auf ihn häuft.

3) Siehe Ludendorff Meine Kriegeserinnerungen 1914 bis 1918 /Berlin 1919/ und Kriegführung und Politik /Berlin 1922/.

Die unbändige Eitelkeit des Führers mußte in der Armee ein Strebertum großziehen, das sein Heil nicht in selbsttätiger Zusammenarbeit sondern in strikter Unterwerfung suchte und so den Generalstab auf das Niveau einer Maschine herabdrückte. Ludendorff schuf sich durch Kultivierung einer Klientenschar einen eigenen Befehlsapparat in der Obersten Heeresleitung und den Heeresgruppenkommandos, der rasch und reibungslos funktionierte. Seine Schützlinge hatte er nach seiner Ernennung zum Generalquartiermeister mit wichtigen Posten an der West- und Ostfront versehen. Es war sicher kein schlechtes Mittel "glänzend bedient" zu werden. Ludendorff hat diese gewaltige Maschine aber nicht mit neuem Geist durchdrungen sondern die Spezialisierung ihrer Teilfunktionen ins Maßlose gesteigert. Statt sie zu vereinfachen hat er sie tausendfach kompliziert. Diese Maschinerie konnte nur zur *Vorbereitung* von Operationen verwendet werden und brachte auch da infolge der Überorganisation nur Zeitverlust. In dem Gewoge des Schlachtfelds stand sie still und überließ die directionslosen Glieder des Ganzen dem lebendigen Manöver des Gegners. Die erste und die zweite Marneschlacht sind Denkmäler des Versagens dieser Maschine. Wer mit ihr die Entscheidung suchte, mußte geschlagen werden.

Das Bild Ludendorffs wäre aber unvollständig, wollte man neben seiner außergewöhnlichen Überheblichkeit nicht auch seinen überraschenden Mangel an Wissen und tieferm Eindringen auf dem Gebiet der Kriegswissenschaften hervorheben. Ludendorff hat nicht einmal den Vater der modernen Kriegswissenschaft, Clausewitz, begriffen, seine Gedanken in sich aufgenommen. So wirft er Clausewitz vor, er sei ein bedingungsloser Anhänger der Theorie von der Überlegenheit der Verteidigung. Davon ist in Wahrheit gar keine Rede. Clausewitz brachte die Beziehungen zwischen Verteidigung und Angriff lediglich auf die klassische Formel: Die Verteidigung ist die stärkere Form mit dem negativen Zweck, der Angriff ist die schwächere Form mit dem positiven Zweck. Genau so geht es Ludendorff mit der Fundamentalunterscheidung der modernen Kriegsgeschichte, dem, was von Hans Delbrück als Niederwerfungs- und Ermattungsstrategie bezeichnet worden ist. Ludendorff kennt nur entweder einen Angriff, der büffelartig alles über den Haufen rennt, oder eine Verteidigung, die den Buckel hinhält, um die Schläge aufzufangen; nach seinen Begriffen die »reine Defensive«. Zweifellos hätte Ludendorff ein großer Kriegsheld sein können, ohne Professor der Kriegsgeschichte gewesen zu sein. Er gibt sich aber in seinem Buch über Kriegführung und Politik derartige wissenschaftliche Blößen, er begeht dort so fundamentale Denkfehler, daß der Verlauf des Jahres 1918, daß die militärische Katastrophe für das deutsche Volk dadurch allein schon erklärlich wird. Ein napoléonischer Kopf auf den Schultern eines Ludendorff hätte sich nach Würdigung der uns und unseren Gegnern zur Verfügung stehenden Kampfmittel gesagt, daß wir in dieser Lage weder das Allheilmittel des Angriffs noch das Dogma der Niederwerfungsstrategie gebrauchen konnten, daß die "reine Defensive" andererseits auch noch nicht den völligen Verzicht auf den Sieg in sich geschlossen hätte, sondern daß uns eben nur die Kombination von Angriff und Verteidigung, von Niederwerfungs- und Ermattungsschlägen den Sieg bringen, falls er überhaupt zu erlangen war, zum mindesten aber uns retten konnte. Statt dessen verzehrte sich Ludendorff, seiner einseitigen Denkungsweise entsprechend, 1917 in unfruchtbarer starrer Abwehr, 1918 in besinnungsloser, unbelehrbarer Angriffs-

wut, ohne, nach seinem eigenen Eingeständnis, den Kampf aus dem permanenten Stellungssystem in das freie Feld der Operation hinaustragen zu können. Das Geheimnis des Sieges im Westen war der Gedanke Bewegung in die starren Linien des Stellungssystems zu bringen und diese Staffellung und Gruppierung, sei es auch durch Aufgeben eigenen Geländes, dann zu umfassenden und flankierenden Stößen auszunutzen.⁴ Die Starrheit und Ängstlichkeit, mit der man es auf deutscher Seite vermied eigenes Gelände aufzugeben, um nicht schlechte Wirkungen »auf Heer und Heimat« auszuüben, ließ diese einzige Siegeschance von vornherein ausscheiden. Ein großer deutscher Feldherr hätte die französisch-englischen Armeen bis zu 50 Kilometer in die deutsche Front einbrechen lassen und dann mit Hilfe wohlausgerüsteter Stoßtruppen den vorgebrochenen feindlichen Truppenkörpern ein Cannae bereitet. Der Gedanke, der einen Foch bereits heimlich triumphieren ließ, als er in der Flanke der deutschen Ausfallsstellung gegen die Marne, nämlich im Wald von Villets-Cotterets, den ersten vernichtenden Gegenstoß aus der Wellenlinie der verbogenen Front heraus anzusetzen begann, findet sich nirgends in Ludendorffs Gedankenlexikon. Für ihn gibt es eben nur den Büffelangriff und die stumpfe »Abwehr«. In der Karte X der Ludendorffschen Kriegserinnerungen finden wir die geplanten, mehr oder minder vorbereiteten rückwärtigen Stellungen vor. Die gesamte Anlage zeigt den Verzicht auf Wiedererlangung der operativen Freiheit durch tiefe Staffellung der Abwehrgruppen. Abgesehen davon, daß die Grenzstellung, die Antwerpen-Maas-Stellung und der größte Teil der Hermannstellung nur auf dem Papier standen, ergibt sich da, daß Ludendorff lediglich Parallelstellungen zu der vordersten Front und Aufnahmestellungen hinter vorspringenden Frontteilen anlegen ließ. Flankenstellungen im Sinn Napoleons oder Friedrichs, angelegt in dem Gedanken die operative Freiheit durch Übergang zum Angriff gegen einen isoliert vorstoßenden Feind wiederzugewinnen, kennt er nicht. Und nur diese Kombination von Verteidigung und Angriff hätte auf dem westlichen Kriegsschauplatz im Jahr 1918 noch die absolute militärische Niederlage verhindern können.

Gehen wir nun weiter zur Kritik Ludendorffs als Feldherr, so muß vor allem seine Mitschuld an der Fehlerhaftigkeit des Aufmarschplans festgestellt werden. Die gesamte militärische Kritik, einschließlich Hindenburgs, verurteilt den Aufmarschplan, der gegenüber dem Schlieffenschen Projekt eine Verwässerung der Idee von der Umfassung und Vernichtung der französischen Armee durch den deutschen Nordflügel darstellt. Der einzige Militärschriftsteller, der ihn verteidigt, ist Ludendorff. Er hat allen Grund dazu; denn er war 1908 bis 1913 in der Operationsabteilung und hat ihn mit geschaffen. Nun ist es für das deutsche Volk, das die entsetzlichen Folgen des Krieges noch Jahrzehnte hindurch zu tragen haben wird, von größter Bedeutung zu wissen, ob ein derartiger Aufmarschplan (der uns das Odium der Kriegserklärungen und der Neutralitätsverletzung zwangsläufig aufoktroyierte) die einzige militärische Möglichkeit der Kriegseröffnung durch Deutschland darstellt. Hierzu macht Hans Delbrück bedeutungsvolle Ausführungen.⁵ Auch er weist Ludendorff in allererster Linie die Verantwortung für den so verhängnisvollen Aufmarsch zu. Es ist

4) Siehe *Schützinger* Die neu-deutsche Strategie im Weltkrieg, in den Sozialistischen Monatsheften, 1922 I, Seite 219.

5) Siehe *Delbrück* Ludendorffs Selbstporträt /Berlin 1922/, Seite 45.

selbstverständlich, daß die Bearbeitung des Aufmarschplans auf politischen Gesichtspunkten beruhen muß. Eine Reichsleitung, der die Erhaltung des Weltfriedens als oberster Grundsatz galt, die das Prinzip des absoluten Verteidigungskriegs allen anderen voransetzte, durfte niemals einen Plan sanktionieren, dessen A und O die strategische Überraschung um jeden Preis an einer bestimmten, im voraus festgelegten Front bildete. Die Reichsleitung glaubte die Zentralmächte im Juli 1914 durch den russischen Aufmarsch bedroht. Statt Mobilmachung und Aufmarsch im Osten mit der selben Maßnahme, nämlich mit Mobilmachung und Aufmarsch im Osten zu beantworten (was noch keineswegs den Krieg bedeuten mußte: wir haben genügend Beispiele dafür in der Geschichte), sah sich die deutsche Regierung als Opfer des Aufmarschplans und seiner Starrheit gezwungen, der operativen Idee des Aufmarsches zuliebe, die Brandfackel des Krieges unseren östlichen und westlichen Nachbarn zuzuwerfen. Als einer derjenigen, die an dem deutschen Mobilmachungsplan mitgearbeitet haben, darf ich mir vielleicht ein bescheidenes Urteil über dessen Auswirkung gestatten.

Der Schlieffensche Plan beruht auf einer äußerst primitiven Vorstellung von den politischen Zusammenhängen, unter denen ein Krieg entsteht. Man nimmt einfach an: Deutschland wird von Frankreich und Rußland überfallen und hat sich seiner Haut zu wehren, wirft zuerst Frankreich zu Boden, dann Rußland. Daß es Situationen im Völkerleben geben kann, in denen nicht die primitive Form des Überfalls über Krieg und Frieden entscheidet, sondern die stündlich sich steigernde Erhitzung der Geister auf beiden Seiten, das sollte Männern, die an dem Instrument des Übergangs vom Frieden zum Krieg gearbeitet haben, doch schon früher zum Bewußtsein gekommen sein. Aber die politische und psychologische Ahnungslosigkeit eines Ludendorff ist aus seinem Werk über Kriegführung und Politik mit erschreckender Deutlichkeit herauszulesen, man blieb bei dem einmal angenommenen Schema: unbekümmert darum, daß die Welt im Sommer 1914 wesentlich anders aussah als man es sich bei seiner Konzeption gedacht hatte.

Wie hätte der deutsche Aufmarschplan aussehen müssen, wäre er lediglich aus dem Geist der Verantwortung gegenüber dem eigenen Volk, aus dem Interesse einer wahren Landesverteidigung hervorgegangen? Zunächst hätte das fürchterliche Uhrwerk der Gesamtmobilisation in all seiner Starrheit und Beengtheit von einem geschmeidigen System der *Teilmobilisation* abgelöst werden müssen. Man hatte auch im Großen Generalstab das Gefühl, daß das Aufmarschungsgemälde die Stellung der politischen Reichsleitung vorzeitig festlegen könnte. So fügte man als Zwischenglied den »Zustand der drohenden Kriegsgefahr« ein. Diese Art Vormobilisation änderte jedoch nichts an der Starrheit des Aufmarsches. Die Schlagfertigkeit der Truppe wurde zwar beschleunigt, die Marschorders blieben aber nach wie vor die selben: die süddeutschen Landwehr- und Reservetruppen in die Gegend von Straßburg, die süddeutschen aktiven Korps in die Gegend von Metz, die Masse der nord- und mitteldeutschen Korps gegen Belgien und Luxemburg, lediglich die ost- und westpreußischen Korps gegen Rußland. Die Möglichkeit der Durchführung von Teilmobilisationen, wie sie ja in Österreich reibungslos ausgeführt wurden, hätte unserer Reichsleitung eine ganz andere Bewegungsfreiheit in der Bewältigung ihrer außenpolitischen Aufgaben verliehen. Das System der Teilmobilisation bricht allerdings mit der Mecha-

nisierung des Aufmarsches. Die von dem Mobilmachungsbefehl betroffenen Korps wären zunächst in den Garnisonen respektive Truppenübungsplätzen, die Grenzkorps an den Landesgrenzen auf Kriegsstärke gebracht worden. Und nun hätte an diesem oder jenem Grenzstück zur Abwehr feindlicher Bedrohung ein Teilaufmarsch zu erfolgen. Selbstverständlich hätte es bei dieser allgemeinen Anweisung nicht bleiben können. Sache der Aufmarschabteilung, deren Leiter in einem wirklichen Volksstaat mindestens mit einem Tropfen politischen Öls hätten gesalbt sein müssen, wäre es nun gewesen für die einzelnen in Frage kommenden politischen Verwickelungen und diplomatischen Konstellationen die Eventualaufmärsche vorzubereiten. So hätte sich in den Händen jedes Linienkommandanten bei den einzelnen Eisenbahndirektionen ein Akt befinden müssen, der Gegenaufmarsch gegen Rußland, Abwehr gegen Frankreich vorschrieb. Eine derartige Kriegsvorbereitung hätte es der Reichsleitung ermöglicht die Mobilisation der russischen Grenzkorps mit der Mobilisation der deutschen Grenzkorps zu beantworten, sie hätte ihr sogar gestattet eine russische Gesamtmobilisation mit dem Aufmarsch des Großteils der deutschen Armee zu beantworten, ohne daß deswegen der Krieg schon zur Tatsache geworden wäre. Nun sagen die Verfechter der Schlieffen-Ludendorffschen Mobilisation: Was hilft uns der Aufmarsch gegen Rußland, wenn wir Rußland nicht entscheidend schlagen können und zweifellos unterdessen im Westen von den Franzosen überrannt werden? Dieses Argument hatte, von Schlieffen um die Jahrhundertwende gebraucht, gewiß seine Berechtigung. Seit Ludendorffs Amtsantritt aber hatten sich die Dinge gründlich geändert. Die russische Armee war keineswegs mehr, wie nach dem mandschurischen Krieg, als eine dünne Verschleierungslinie anzusehen, die lediglich die operative Bestimmung hatte deutsche Kräfte in das unermessliche Rußland abzuführen und der Entscheidung im Westen fernzuhalten. Die russische Armee war völlig wieder erstarkt und über die Größe der deutschen hinausgewachsen. Ihr gesamter Befehls- und Transportapparat war darauf eingestellt sie in Polen zu versammeln und so rasch wie möglich zum Vorstoß gegen Preußen und Galizien vorzuführen. Wir hätten also alle Aussicht gehabt bei einem Aufmarsch im Osten auf ein starkes russisches Heer zu stoßen und es, wenn nicht zu vernichten, so doch so zu schlagen, daß sich nur Trümmer für eine mehrmonatige Reorganisation ins Innere Rußlands hätten retten können. Wie mußte also dieser Eventualfall des Aufmarsches gegen Osten gestaltet sein? Abwehrgruppe im Westen, bestehend aus den ober- und unterrheinischen Korps in Linie Luxemburg-Metz-Straßburg-Ober-Rheinbefestigungen; Aufmarsch der nord- und mitteldeutschen Korps an der ostpreussischen Grenze, Aufmarsch der österreichischen, schlesischen und bayrischen Korps an der galizischen Grenze. Dieser Aufmarsch brauchte noch nicht den Krieg zu bedeuten. Er vermied das Odium der Kriegserklärung und des Bruchs der Neutralität Belgiens und setzte die deutsch-österreichische Armee trotzdem in eine ausgezeichnete strategische Ausgangslage. Die strategische Zange mit ihrem nördlichen und südlichen Glied wäre angesetzt gewesen dem russischen Heer zwischen Warschau und Brest Litowsk das Cannae zu bereiten, von dem in unserer Militärliteratur immer wieder gesprochen, und das dann am falschen Ende gesucht wurde. Schon diese Bedrohung hätte möglicherweise den wirklichen Kriegsausbruch verhindert. Wäre es gleichwohl zum Krieg gekommen, so hätten wir doch vor der ganzen Welt als

die in Bundestreue zusammenstehenden Verteidiger des Heimatbodens dagestanden. So zeigt uns das Studium des Ludendorffschen Aufmarschplans, daß Engstirnigkeit in der Verfolgung strategischer Ziele mit schuld war an der durch den Aufmarschplan Deutschland auferlegten, politisch geradezu verderblich wirkenden Kriegseröffnung. Sie hat uns durch den ganzen Krieg begleitet und uns reif für den Zusammenbruch gemacht.

Man lasse sich durch die Teilerfolge im Osten keineswegs täuschen. Der glänzende Ausgang der Schlacht von Tannenberg 1914 ist einem bereits im Frieden vom Generalstab (nicht von der Aufmarschabteilung) ausgearbeiteten Entwurf zuzuschreiben. Die vollständige Umfassung der russischen Korps ist das Verdienst des Generals von Below, der entgegen den Weisungen des Oberkommandos handelte. Die Operationen im Osten 1914-1915 waren zudem wesentlich durch die Tatsache erleichtert, daß wir die Funksprüche der Russen mitlasen. Die durch Geist ausgezeichneten Operationen im Osten: der Rückzug aus Südpolen und die Versetzung der Hindenburgschen Armee nach Westpreußen in die Flanke der Russen, der bedeutendste strategische Schachzug im Osten, sind zudem, wie oben schon erwähnt, auf den Feldmarschall selbst zurückzuführen. Im übrigen sind auf Ludendorffs Konto während seiner Tätigkeit im Osten neben partiellen Erfolgen auch schwere Fehler zu setzen. So weist ihm der General von Falkenhayn nach, daß er es im Juli 1915 versäumt hat den Großteil der russischen Armee am Narew abzuschneiden. 1916 war an der verfahrenen Westfront nur noch wenig zu reparieren. Das Jahr 1917 aber bewies, daß Ludendorff nicht die Fähigkeit besaß durch großzügige Freigabe strategisch verwertbaren Geländes Bewegung in die starre Front zu bringen und in der Kombination von Verteidigung, Rückzug und Angriff den Sieg zu suchen.

Vollständig gerichtet aber ist Ludendorff als Feldherr durch die Führung des deutschen Heeres im Jahr 1918. Es ist durch übereinstimmendes Urteil fast der gesamten modernen Militärkritik festgestellt, daß Ludendorff die Reichsleitung zur Fortsetzung des Krieges veranlaßt hat, ohne die Truppenzahl an der Westfront zur Verfügung zu haben, die nach menschlichem Ermessen den Sieg garantiert hätte. Es ist festgestellt, daß Ludendorff seine große Offensive ohne ein klar umrissenes strategisches Ziel angesetzt hat, daß er seine Angriffsarmeen nach dem Scheitern der allgemeinen Offensive in den außerordentlich bedrohten "Angriffssäcken" vorn gelassen hat, ohne daran zu denken, daß er sie infolge der veränderten militärischen Lage zurückziehen mußte, und sie damit der Vernichtung und die gesamte Armee der Zermürbung aussetzte. Trotz allem Kriegsglück, das dem General Ludendorff im März 1918 in den Schoß fiel: der Aufdeckung des feindlichen strategischen Plans durch den Oberst Remington, den Intrigen der englischen Heeresleitung gegen die französische, der Vereitelung eines einheitlichen gegnerischen Oberkommandos und der beabsichtigten Konzentration der feindlichen Reserven, trotzdem war Ludendorffs Angriff zum Scheitern verurteilt, weil er seine Operationen in unheilvoller Weise zersplitterte. Ludendorff selbst ist der erste Zeuge für die Undurchführbarkeit der Operation: Der Munitionsnachschub war nicht ergiebig genug, auch Verpflegungsschwierigkeiten traten ein, die Wiederherstellung der Straßen und Eisenbahnen kostete zu viel Zeit, das Trichter Gelände behinderte die Nachschaffung des Material- und Menschenersatzes, Mangel an Pferden machte

sich bemerkbar, die Pferde waren in schlechtem Zustand, der Betriebsstoff für Kraftwagen war knapp.⁶ Zur Entschuldigung dessen, daß im Juli 1918 keine Rückwärtsbewegung angeordnet wurde, führt Ludendorff aus: »Was vielleicht im Herbst 1914 nicht unrichtig gewesen, war im Sommer 1918 unmöglich. Das Heer war nicht mehr beweglich. Ihm fehlten zu einer solchen großzügigen Operation die Besspannungen und Kraftwagen, der Hafer und Betriebsstoff.«⁷ Ja, wozu sollten denn die deutschen Armeen 1918 vorrücken, wenn nicht zur Operation, zum Sieg? Die Vorstöße unserer Feinde waren ja 4 Jahre lang auch immer an dem Geheimnis der Bewegungsschwierigkeiten der Ersatztransporte gescheitert. Galt das für uns gar nichts? So begannen, nachdem sich die Märzoffensive totgelaufen hatte, die Verlegenheitsangriffe Ludendorffs. Sie führten das deutsche Heer ins Verderben.

Es gab vom März 1918 ab nur 2 Möglichkeiten die Armee aus ihrer Verstrickung zu befreien: Entweder mußte sie zu einem beweglichen, aus Verteidigung, Rückzug und Gegenangriff zusammengesetzten Verfahren gruppiert werden, das die vorgebrochenen Angriffsarmeen in ihren Ausfallstellungen für den hartnäckigsten Widerstand stärkte und zum Flankenstoß auf die beiderseits des Angriffssacks vorgehenden feindlichen Truppen bereit hielt, während Reservearmeen in Flankenstellungen bereitgestellt werden mußten, um, aus der Tiefe fechtend, die vorgebrochenen feindlichen Armeen in Zusammenarbeit mit der vorwärts gestaffelten Angriffsgruppe zu umklammern und zu schlagen; dies wäre eine Operation in dem Sinn einer hier bereits einmal aufgezeichneten Skizze geworden.⁸ Oder man mußte den Angriff unter konsequenter Beschränkung auf das Angriffsziel Amiens-Abbeville fortsetzen. Daß Ludendorff noch einen Parallelangriff bei Armentières angesetzt hat, ist ihm nicht als strategischer Fehler anzurechnen; damit wollte er lediglich eine schwere Unterlassungssünde wiedergutmachen. Nun hätte er aber mit aller Kraft auf ein Ziel zusteuern müssen, etwa das: die Nordsee bei Abbeville zu erreichen. Die beiden Angriffssäcke von Péronne und Armentières hätten mit möglichster Stärke zu strategischen Ausfallsstufen ausgebaut, ein Doppelspiel der Angriffsoperation hätte begonnen, alle technischen Hilfsmittel hätten ausgenutzt werden müssen, um das eine Ziel zu erreichen. Wenn das in Wirklichkeit nicht geschah, so heißt das entweder, daß ein großer Angriff im Westen technisch unmöglich war, oder es beweist die vollständige Zerfahrenheit Ludendorffs. Beides belastet ihn gleich schwer. Ludendorff erschöpft nun die Kraft seines Heeres in planlosen Verlegenheitsangriffen: bei Ypern, am Chemin des Dames, an der Marne und bei Reims. Alle blieben aber immer nur "Anfangserfolge", ja sie waren nur verderblich, da sie der Front eine immer ungünstigere Gestalt gaben. Die Kraft des deutschen Heeres aber war vergeudet. Und nun zeigt sich der Fundamentalfehler der Ludendorffschen Strategie, dem vornehmlich der militärische Zusammenbruch geschuldet ist: Ludendorff versäumt es die erschöpften Truppen zur Abwehr gegen den erstarkenden Feind, nach dem völligen Verbrauch kampffähiger Reserven, in eine Abwehrstellung zurückzuführen. Hören wir Buat:

»Naiv meinte nun Ludendorff, daß . . . der ganzen übrigen Front jetzt eine lange Ruhe gegönnt werden sollte; nach seinen eigenen Angriffen sei ja auch eine Pause eingetreten. Das war aber gerade der Fehler, den die Alliierten nicht begehen soll-

6) Siehe Ludendorff, am ersterwähnten Ort, Seite 482 ff.

7) Siehe Ludendorff, am zweiterwähnten Ort, Seite 215.

8) Siehe die Skizze zum Weltkrieg 1914-1918, in den Sozialistischen Monatsheften, 1922 I, Seite 219.

ten . . . Ludendorff war viel zu hochmütig, um die einzig angepaßte Lösung anzunehmen, nämlich den sofortigen Rückzug auf die mit dem Minimum von Kräften zu haltende Linie anzuordnen. Als er daran dachte, war es zu spät . . . Daß Ludendorff die Kriegsmethode der Schwächung des Gegners, unter Erhaltung der Kampfkraft seiner Truppen für den Endsieg nicht anzuwenden wußte und konnte, das läßt sich noch begreifen. Daß er *uns* aber zugemutet hat unfähig zu sein sie unsererseits anzuwenden, das ist weniger erklärlich. Und dies um so weniger, da die deutsche Flut innerhalb unserer Linien in der gefährlichen Form ungeheurer Vorsprünge erstarrt war, die den Angriff ebenso sicher auf sich zuziehen wie der Blitzableiter den Blitzschlag.«

So wiederholte sich zwangsläufig der Flankenstoß der ersten Marneschlacht⁹, nur daß der Hieb nicht aus Paris, sondern aus dem Wald von Villets-Cotterets erfolgte. Was in der ersten Marneschlacht Verhängnis wurde, brachte in der zweiten den Beginn der Katastrophe.

Ludendorff versucht durch eine Reihe von Ausreden den selbst verschuldeten Zusammenbruch zu bemänteln.¹⁰ Das Heer sei nicht mehr bewegungsfähig gewesen, es hätte nur mehr die »Angriffsschlacht« und nicht mehr die »Abwehrschlacht« ertragen können. Zum Bau rückwärtiger Stellungen hätten die Kräfte gefehlt (in Wahrheit sind sie an der verkehrten Stelle verwendet worden). In Rußland aber hatten wir noch 600 000 Mann stehen, die einer bloßen Abenteuerpolitik dienten. Das Schmachlichste jedoch ist, daß Ludendorff die eigene Truppe beschuldigt Verrat begangen zu haben. Das Nachlassen der »kriegerischen Tugenden«, behauptet er, könne nicht mit der Überspannung der Kräfte durch die Kriegführung erklärt werden sondern lediglich mit dem Nachlassen des Geistes der Heimat. »Sorge den Feind nicht zu reizen, Angst vor dem eigenen Mut, Liebedienerei vor dem Feinde, Knechtssinn, unmännliches, feiges Denken und mutloses Handeln« wirft er dem Volk vor, das sein Letztes für sein Land hingegeben hatte.

Gerade weil Ludendorff sich so zum Richter über das deutsche Volk aufwirft, war es wichtig festzustellen, daß ihm zu diesem Amt jegliche Qualifikation fehlt, daß er, der die Fülle der Macht in sich vereinigte, diese nicht pflichtgemäß im Dienst seines Landes angewandt sondern auf seinem eigenen Gebiet in so vollständiger Weise versagt hat, daß das deutsche Volk, das ihm blind folgte, ins Verderben gerissen wurde. Nicht persönliche Voreingenommenheit veranlaßt uns zur Aufhellung dieses Tatbestands. Es geht nicht um die einzelne Persönlichkeit; diese ist ganz unwichtig. Der Privatmann Ludendorff mag in Ruhe weiterleben. Die Legende Ludendorff aber muß zerstört werden. Denn es geht um ein System, das nicht mehr der deutschen Zukunft im Weg stehen darf. Der General Ludendorff hat sich nicht gescheut durch rücksichtsloses Beiseiteschieben der menschlich vornehmen und daher für sich selber wehrlosen Persönlichkeit Hindenburgs den militärischen Ruhm und die Dankbarkeit, die die Nation ihrem Feldherrn bewahrt hatte, auf sich zu lenken. Von diesem Zuwachs an Autorität hat er dann einen Gebrauch gemacht, der die Wiederaufrichtung des deutschen Volkes aufs schwerste gefährdet. Daher ist es notwendig, daß das deutsche Volk ein richtiges Urteil über die beiden Heerführer gewinnt. Die Erkenntnis dieser nächsten Vergangenheit ist hier von Bedeutung für die nächste Zukunft.

9) Siehe Schützinger Die Wurzeln der deutschen Niederlage in der kaiserlichen Armee, in den Sozialistischen Monatsheften, 1922 I, Seite 168.

10) Siehe Ludendorff, am weiterwähnten Ort, Seite 215 und 220 U.

PAUL CLEMENS KORTH · BALZAC



RGENDWO im fahlen Licht ragt eine große menschliche Gestalt. Breite Falten einer Kutte nehmen dem Schreibenden alles Körperliche. Ein fortreißender Strom von Lebenskraft macht die starken Glieder leicht und trägt den Kopf wie einen Ball. Aber das ist kein Kopf, das ist keines Menschen Gesicht. Eine Maske, kaum eine häßliche Larve, Fetzen. Welches fressende Feuer hat diese Löcher ausgebrannt, hat diese Züge eingewühlt? Wer ist dieser, aus dessen Augen es wie Flammen bricht, um dessen trotzig aufgeworfene Lippen aller menschliche Hochmut triumphiert? Wie ein Alb lastet sein Schweigen über der Erde. Einsam, stark, verachtend steht er mitten in einer ungeheuren Leere. Welches Chaos aber wühlt hinter dieser Stirn? Das ist der, dem es gelang das Proteusangesicht eines Zeitalters zu formen, der den Wahnsinn besaß die Erde reinzufügen und die Macht sie aufs neue »mit verständlichen Gestalten« zu bevölkern. Das ist die herrliche Gebärde, der Hochmut, der hohe Mut des Schaffens, die Trunkenheit des Schöpfers. Das ist Balzac.

Rodin hat das Geheimnis dieses Dichters in einem Symbol von unvergleichlicher Kraft und Gültigkeit ausgeprägt.¹ Jeder Vergleich ist ein Irrtum neben diesem Gleichnis. Einzig die Gestalt des ersten Napoléon ragt in die Höhe solchen Schicksals. (Wir erleben jetzt anscheinend eine Balzac- und Stendhalrenaissance, die uns endlich das Pathos der Distanz zum Lebenswerk dieser beiden Franzosen, die Erkenntnis der europäischen Gültigkeit dieser einzig von der Gestalt Napoléons in solchen Ausmaßen erfüllten kontinentalen Mission zu bringen scheint.)

Im Angesicht des Riesenwerks der Comédie humaine mutet alles wie eine fromme Legende an, was man von ihrem Schöpfer erzählt. Ein einzelner Mensch sollte diese Welt aufgerichtet haben? Welcher Energie, welchen Fleißes bedarf es nicht schon in wenig mehr als 20 Jahren allein die Arbeitsmasse von 97 Werken mit weit über 10 000 Druckseiten zu bewältigen! Welche seelische Kraft aber, welche Schöpferlust, welche Phantasie haben diesen Mikrokosmos einer Zeit mit fast 3000 menschlichen Existenzen aus dem Nichts geschaffen, gerufen, aus dem Boden gestampft? Und dennoch war es nicht eines Menschen Werk.

Am 27. Floréal des Jahres VII (16. Mai 1799) ist Honoré de Balzac in Tours geboren, am 20. August 1850 ist er in Paris gestorben. Er war der Sohn eines Rechtsbeamten. Die sonderbarsten Geschichten werden von ihm erzählt. Ganz jung hat er in einer Mansarde zu schreiben begonnen, Buch um Buch, 30 Bände unter fremdem Namen. Es muß ihm wohl an einer Übung seiner Kraft gelegen haben, da es ihn durchaus nicht kümmerte, daß seine Bücher keine Beachtung fanden. Dann wieder saß er 3, 4 Jahre in einer Anwaltskanzlei, untätig, träumerisch, aber das Leben rings beobachtend, einsaugend. Bis er dann noch einmal zu schreiben begann, angefüllt zum Zerspringen, aber gefaßt, sicher, mit dem Willen eines, den ein ungeheures Schicksal blendet. Hatte ihn der Siegeslauf des großen Korsen entzündet? Ihre Naturen waren verwandt. Beiden kam es nur auf das Was an, nicht

¹) Die Leser der Sozialistischen Monatshefte kennen Rodins Balzacmonument, zum mindesten aus der Wiedergabe, die hier zum 100. Geburtstag Balzacs vor 23 Jahren erschien: 1899, Seite 360.

auf das Wie. Beiden war der Wille gemeinsam, der, auf die Dinge selbst gerichtet, die Methode wählt wie er sie braucht. Balzacs Phantasie trug sich mit den kühnsten Plänen unermeßliche Reichtümer zu erwerben. So reizten ihn Silberminen der alten Römer, die er noch für ertragfähig hielt. Seine Ahnungen fand er bestätigt. Aber der Kapitän des Schiffs, mit dem er überfuhr, und dem er von seinen Ideen gesprochen hatte, hatte es verstanden die Minen an sich zu bringen, ehe Balzac die nötigen Schritte getan hatte. Neue Pläne. Er gründete eine Verlagsdruckerei, die die wertvollsten Literaturschätze der Allgemeinheit in billigen Heftchen zugänglich machen sollte. Aber ein Geschäftsteilhaber zog im entscheidenden Augenblick sein Geld zurück, um allein die Idee auszunutzen. Balzac sah sich mit großen Schulden belastet.

Und unter all diesen Enttäuschungen schafft er mit einem Riesenwillen an seinem Werk. Tag für Tag sitzt er in einer Art Mönchskutte am frühesten Morgen schon über seiner Arbeit. Bis in die Vormittagsstunden schreibt er, dann ruht er bis zum Nachmittag und sitzt wieder einige Stunden bis gegen Abend. 20 Jahre ist dies sein Leben, angefüllt mit Arbeit. Und so formt sich unter den fleißigsten Händen, die je ein Dichter besaß, seine Welt. Welche Kühnheit, welche übermenschliche Macht der Phantasie zeigt schon die ganze Arbeitsweise dieses Mannes! Flüchtig, hastig, wie um ja alle Gebärden der enteilenden Visionen zu bannen, so entsteht der erste Entwurf. Die Druckerei macht ihm Abzüge mit breiten Rändern und großen Zwischenräumen. Von neuem beginnt die Arbeit des Dichters. Und die Phantasie des Schöpfers erfüllt die Umrisse mit immer reicherm Leben. Zug um Zug macht die Schatten lebendiger. Und neue Abzüge, neue Zusätze. Die Kosten der Satzänderung verschlingen einen großen Teil des Honorars. Die Setzer sind erbittert, keiner will länger als eine Stunde an "Balzac" arbeiten.

Was kümmert es ihn? Nichts erfüllt ihn als der Wille zu seinem Werk. Seit dem Roman *Les derniers Chouans* war er die Berühmtheit des Tages geworden. War ihm die Eitelkeit des Ruhms nun nicht auch verächtlich? Was gab es auf der Welt, was diesem Mann nicht verächtlich gewesen wäre, es sei denn der *Wille*? Und dieser Wille hat sein Werk so groß, so reich, so wie aus einem Guß geschaffen. Nichts ist an diesem Mikrokosmos eines Zeitalters herauszulösen. Nichts kann für sich bestehen, alles bedingt sich. Wie durch einen Wunderspiegel gesehen erscheint seine Welt. Geradlinig sind seine Menschen, seine Schicksale. Tausende von Körpern gehen auf einen einzigen seiner Menschen. Aber es ist kein Profil vergessen aus dem Wirrwarr der Zeit. Schärfer, bedeutender, größer ist jeder dieser Menschen, als wüßten sie, daß sie für eine Welt stehen. Und härter, grausamer, eindringlicher sind seine Schicksale: als 3000 für viele Millionen. Da ist der Arzt und der Feldherr, der Künstler und der Wucherer, die Dirne und die Frau von 30 Jahren. Hier sind alle Gesichter, die eine Zeit bilden. Und die Menschen stehen und gehen umher, ringen und arbeiten, träumen und lieben, hassen und morden — und leben.

Diese Welt der *Comédie humaine* hat ihren Mittelpunkt in Paris. Aber sie greift über den ganzen Erdball, über alle Provinzen des Kaiserreichs, über Spanien und russische Schneefelder, Ägypten und norwegische Fjords. Und alle Vielheit ist nach einem großen Gesetz geeinigt. Alles fügt sich

dem Rhythmus dieses Werkes ein. Und diese Welt hat ihre Regierung wie jene, ihr Parlament, ihren Beamtenstand, ihre Diplomatie mit ihren Ränken, ihre Armee mit ihren Kriegszügen. Hier ist ein Bürgerstand, jedes Handwerk, hier ist Wissenschaft und Kunst, Technik und Börsenwesen. Hier ist Reichtum, Glanz, Macht, Lüge, Verbrechen, Elend, hier sind Tugend und Laster, Sieger und Besiegter, Palast und Salon, Fabriksaal und Börsenhalle, Grünwarenladen und Verbrecherspelunke. Hier sind alle Leidenschaften der Menschen, große und niedrige. Hier gibt es politische Enzykliken, philosophische Traktate, chemische Analysen, Kochrezepte und Liebesbriefe. Hier ist das Ringen des Genies, der Egoismus des Strebers, das Verbrechen des Geizigen. Und in allem glüht ein gewaltiger Wille des Lebens, über allem, über Erdhaftigkeit, Groteske und Mysterium stehen zwei Symbole: die Lüge und das Gold.

Das macht diese Welt so gigantisch, daß sie ihren ganzen Willen zur Macht zwei Götzen opfert. Das macht den Blick des Dichters so hart, daß er seine Welt zermalmen läßt, den Sinn des Lebens zermahlen läßt um zweier Götzen willen. Liebe: ein Brennen im Blut. Glück: ein Hauch an frostiger Scheibe. Der Wille ist es, der den Menschen zum Menschen erhöht. Macht ist die Herzenskälte, Macht und — Lüge. Und diese Lüge ist es, daß der Lärm aus seiner Welt wie Hohngelächter durch den leeren Weltenraum gellt. Wie der Schrei eines, dem der Sinn des Lebens zerrinnt wie die Goldstücke in seinen Händen.

An dieser Lüge starb Balzac. Niemand weiß, was er gelitten hat, der Titan. Am Ende, da er ausruhen wollte, streckten sich seine leeren Hände nach einer Fremden, Unbekannten aus, nach jener russischen Fürstin, der seine Seraphita, sein Mysterium gewidmet ist. Da starb er. Sein Schaffen war das Ringen um den Sinn der Welt, wie das Goethes, Shakespeares, groß und unvergänglich. Er suchte den Sinn, indem er den verschlungenen Linien nachging, die unser Leben aufzeigen, das, was unser Herz beglückt, und das, was es zerbricht. In ihm war die größte schöpferische Phantasie.

Das macht sein Werk so neu für unsere Zeit, weil es gefüllt ist mit einem ungeheuren Was. Das Wie, der Stil Balzacs, ist so kunstlos, so schlicht, daß ihn jeder lesen kann, ohne Mühe. Und zu jeder Zeit wird sich uns seine Welt öffnen. Wie Hofmannsthal sagt: »Balzac will im Breiten gelesen sein, und es bedarf keiner Kunst ihn zu lesen. Es ist die selbstverständliche Lektüre für Weltleute.«

Im Amateur d'autographes vom 15. Mai 1865 wird ein seltsames Dokument veröffentlicht, »une réclame hyperbolique«, die Balzac über sich selbst geschrieben hat. »J'ai lu quelquepart, que Dieu mit au monde Adam le nomenclateur en lui disant: Te voilà monde! Ne pourrait-on pas dire, qu'il a mis aussi dans le monde Balzac le conteur en lui disant: Te voilà conte! Et en effet quel conteur! que de verve et d'esprit! quelle infatigable persévérance à tout peindre, à tout oser, à tout flétrir! Comme le monde est disséqué par cet homme! quel analiste! quelle passion et quel sangfroid!« Ist es hier nicht wieder der Schatten des Wahnsinnigen? Die titanische Überhebung? Es ist die Trunkenheit des Schöpfers, die Allmacht der Phantasie: Balzac.



ANDRÉ SALMON · GENÜGTE NICHT . . . ? · ÜBERTRAGEN VON MAX HOCHDORF



LIEBEN.

Lieben.

Die Liebe macht den großen Leichnam wieder wach.

Die Liebe hebt des Auges schweres Liderdach.

Lieben: das sind die Krücken, die gewandelt sind in Schwingen.

Lieben: das ist des Eifers höchstes Recht und Ringen.

Lieben: du siehst, was Menschheit jedem Menschen noch verhehlte.

Das aber lieben?

Dieses Dasein, auszumerzen, das uns quälte?

Dies Aufstraucheln des Soldaten und die Schlafschwülheit des eingepferchten Viehs?

Dies Gewissenswüten und Martern, das unseres Tages Atzung selbst vergiften und verschimmeln ließ?

Dieses Leben der Zeit, diesen Zeitungsgeist?

Dieses Leben des harten Brots, dessen Kruste unser Zahnfleisch zerschneidet und blutig reißt

(Schönes Schönheitsmittel, Armutskrüppeln brauchbar nur)?

Lieben dies Leben des Goldes, das bei jedem Wechsel schwindet und schrumpft?

Dies Leben des Bleis, das man gießt,

Damit man Menschen mit Kugeln meuchlings erschießt

Oder mit gedruckten Lettern verdirbt, verdumpft und verstumpft?

Dieses Leben der wahnsinnig Gierenden nach einem Gott, der stets sich verhüllt,

Dieses Leben, abgeschmackt und wie eine Arena durchsaust und durchbrüllt
Von Handicapschlichen und Todessprüngen?

Diese Erkorenen, stolzerstampft und zerwirbelt von Hochmutsschwüngen,

Und die anderen, an denen der meisternde Klatsch sich mästet,

Und dies Hochzeitsfeiern, von Grabluft durchkreuzt und durchbrestet,

Und diese Ruhstätten, die ständig hundertmal zu schmal,

Und all das, bestimmt dein Aug' zu letzen, zu laben und zu ergetzen,

Verseucht, beschmutzt nur und schal,

Weil schlecht geweckte Lakaïen all das verschachern, verwetzen und zerfetzen,

Und dies Bannschleudern nach all dem Verrat,

Diese Taschen leer, leer, diese ringberaubte Hand und dieses Messers blutrinnende Räubertat,

Diese Asche, letzte Spur deines Hauses,

Fortzutragen im dünnen Zeitungsblatt,

Und die Verwünschung, die der Arme auf uns niederhieb?

Dies Sinken zum Tod, das nichts gibt von allem, was Sein verschuldete und verschrieb,

Und die Sünden der im Dasein noch Seienden

Und geifernd dein Gewissensbohren Beschreienden,

Und die Zeit, diese Fabel,

Und die Zahl, diese Laune,
 Und Gott, dieser Bilderrätselbegriff, nicht zu begreifen,
 Dies Massengewühl, wenn die Schritte den Schlamm durchschlürfen und
 durchschleifen:
 Dieses Dasein, auszumerzen, das uns quälte, grausend,
 Das nur noch geseilt
 An Pest, eitrig stets und niemals geheilt,
 Erster der Schrecken, überkommen uns in jedem Jahrhundert, aus jedem
 Jahrtausend.

Erlösung erst von den niedrigsten Wunden,
 Von den eiternden Schwären und Schrunden!

Narr, gläubig noch vor blendendem Wundertrug,
 Schweig doch!
 Weißlichter Engel girrt am Grabesrand und fleht.
 Horch auf, wie Hasses Stimme sich verwandelt und verweht!
 Zu schwache Kreatur, die hassen wollte,
 Du liebtest nur den Haß.
 Lieben. Lieben. Tauch in Liebeswunder ein.
 Das wird der Wunder größtes Wunder sein.
 Du magst das Schlimmste tun:
 Nur nicht das leere Leugnen.
 Du sagst, Gott fliehe dich. Nur darum ist es, daß
 Die schlechten Gotteskinder ihn verleugnen.
 Ich sage dir: Von aller Welten Anbeginn
 Ist Lieben nur der Welten Grund und Sinn.
 Du Mensch, in Liebe festverzinkt,
 Je fester dich die Haft der Liebe band,
 Um so befestigter erblüht und wirkt,
 Was deinem Grübeln wurde und erstand.
 Aus Zweifeln baut sich Glauben, Gottes Kleid.
 Die Nacht verheißt, daß Tageskraft schon wuchtet.
 Erschlaffe nicht und höre, was dir fruchtet:
 Erbau dein Heil aus Liebe, Liebesleid.

Ein frohes Kind schlägt auf ein Trommelfell.
 Nicht stören! Laßt pochen, laßt schlagen!
 Wer kann's verstehn? Wer kann das Wahre sagen?
 In deinem Herzen ist es zart und hell,
 Und trotzdem plötzlich Haß. Denn im Gedächtnis gärt
 Der prächtige Sommertag, August, vom Schicksal schwer beschwert.
 Genügte nicht ein einziges Trommelschlagen?
 Kind, poche, poche deinen wilden Klang!
 Wir gehn vielleicht noch einmal deinen Gang.
 Wer weiß, wo dieses tolle Friedhofstoben endet,
 Wer weiß, wohin sich alles das noch kehrt und wendet?

Genügte nicht ein einziges Trommelschlagen . . . ?



LUDWIG HILBERSEIMER · FILMMÖGLICHKEITEN

TECHNISCHE Erfindungen gelangen nur dann zu durchschlagendem Erfolg, wenn ein bestimmtes Bedürfnis nach ihnen vorhanden ist. Photographie und noch in erhöhtem Maß der Film beweisen das. Beide befriedigen vollkommen das Bedürfnis des modernen Menschen nach radikaler Verbildlichung der Wirklichkeit, des Lebens. Und zwar auf eine Art, die der Mensch niemals zu leisten imstande wäre. Goethe erzählt in seiner Biographie Philipp Hackerts, daß dieser im Auftrag der russischen Kaiserin Katharina II eine Reihe Schlachtenbilder zu malen hatte. Eines von ihnen sollte unter anderm ein durch eine Pulverexplosion aufliegendes Schiff darstellen. Es schien unmöglich, daß der Künstler eine der Wahrheit entsprechende Darstellung dieses Vorfalls zu geben imstande wäre. Man suchte daher dieses Hindernis auf eine grandiose Weise zu beheben. Bei Livorno setzte man, vor einer ungeheuren Menschenmenge, eine mit einer Pulverladung versehene Fregatte in Brand, die in kürzester Zeit in die Luft flog. Eine gewaltige Sensation für jene Zeit, mit der die Welt des Films begann. Dem Mangel an Phantasie mußte die Wirklichkeit nachhelfen, die allerdings phantasievoll genug sein kann. Der Film hätte das für die damalige Zeit grandiose Ereignis in allen Phasen seines Ablaufs festhalten und der ganzen Welt vor Augen führen können. Statt dessen kam bei all dem Aufwand nur ein harmloses Bild heraus, das, bei aller Bemühung der Wirklichkeit nahezukommen, nur eine armselige Episode festhalten konnte. Die seit der Renaissance vorhandene Bestrebung der Malerei Herrin der Wirklichkeit zu werden, hat der Film in ungeahnter Weise verwirklicht, er wirkt von den Gesichtspunkten der Renaissance aus gesehen wie ein Wunder. Die Malerei wurde dadurch von dem verheerenden Wirklichkeitsproblem befreit und konnte sich so wieder ihren eigentlichen Problemen zuwenden.

Betrachtet man den Film oberflächlich, so scheint er nur Reproduktionsmittel zu sein. Seine Hauptaufgabe bestände dann darin die Wirklichkeit wiederzugeben, schlosse jede Gestaltungsmöglichkeit aus. Bisher freilich wurde dazu auch kaum der Anfang gemacht. Der Film wurde vielmehr als eine rein technische Angelegenheit betrachtet. An künstlerische Möglichkeiten wurde nicht einmal gedacht. Höchstens im Sinn übelster "Romantik", als Wiedergabemittel einer Atrappenwelt. Man zog Künstlichkeit dem natürlich Gegebenen vor, anstatt gerade Wert auf diese äußere Echtheit zu legen. Der Film hat so eine umfassende Atrappenkultur geschaffen, deren Bewunderung so weit ging, daß man Berliner Schüler in die Atrappenstadt eines ägyptischen Großfilms führte, damit auch sie die "Schönheiten" der ägyptischen Kunst kennenlernen. Diese Ausstattungsfilme entsprechen mit ihrer Pomphaftigkeit völlig dem verlogenen Pathos unserer Tage. Mit Atrappen baut man Monumente jeden Stils; auf Bestellung sofort lieferbar. Besonders in Deutschland haben diese Filme ein ungeahntes Niveau erreicht. Hier ist immer noch Makart aktiv, das Formenchaos der Krachzeit, der Stuckkitsch des Kurfürstendamms und die groteske Monumentalität der wilhelminischen Bauten. Wie bei der Theaterausstattung arbeitet man auch beim Film, sich gegenseitig befruchtend, mit den Mitteln eines unwahrhaftigen Romantizismus. Filmregisseure und Architekten sind eben dabei die längst verstaubten Errungenschaften der Meininger für den Film nutzbar zu machen.

Durch besondern Tiefstand zeichnen sich dabei die sogenannten exotischen Filme aus; obwohl gerade der Film exotisches Leben und Eigenart vermitteln und manchem Europäer die Augen über unsere farbigen Mitmenschen öffnen könnte. Statt dessen mimt der sich sehr überlegen vorkommende Filmregisseur überhebliches Europäertum, um seine Unfähigkeit des Verstehens vergessen zu lassen. Eine verheerende Ignoranz, deren eben nur Europäer fähig sind. Die farbigen Völker, besonders die so beliebten Inder, spielen bei solchen Filmen die Rolle von Barbaren, wobei die, die ihnen diese Rolle zuerteilen, keine Ahnung ihres eigenen Barbarismus haben. Diese Filme beruhen auf völlig falschen Voraussetzungen, sie nehmen absolut keine Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse, Sitten und Gebräuche, sie verdanken lediglich einer stumpfsinnigen Sensationslust ihre Herstellung. Keineswegs besser sind die sogenannten historischen Filme, die sich besonders durch ihre Charakterlosigkeit auszeichnen. Dabei könnten gerade historische Filme eminent erzieherisch wirken, eine wertvolle Aufklärungsarbeit leisten. Aber davon ist man noch weit entfernt irgendein Mittel zur Verwirklichung geistiger Absichten zu gebrauchen (es sei denn im Sinn des Autoritarismus, der es von je verstand alles für sich nutzbar zu machen, jetzt auch den Film). Dabei ist mit dem Film die Möglichkeit gegeben auf breite Massen zu wirken. Denn wie jede Zeitung gelesen wird, wird auch jeder Film gesehen.

Nach dem Gesetz der Trägheit bleibt man dabei, woher man zu kommen glaubt: beim Theater. Genau wie die alten Autos die Form der Droschken kopierten, den eigenen Möglichkeiten geflissentlich aus dem Weg gingen, so klammert sich auch der Film ans Theater, ohne seinen eigenen Geist zu begreifen, ohne zu ahnen, daß der Film in eine neue Zukunft weist.

Die bisherigen Filme beruhen auf dem Banalitätsbedürfnis der Menschen, wie es unter den bestehenden Verhältnissen in die Erscheinung tritt. Sie sind eine Synthese von Süßlichkeit und Technizismus. Von verschwindend wenigen abgesehen bewegen sich alle Filme auf dem Niveau der Kolportagerzählung. Nicht einmal das Niveau eines anständigen Unterhaltungsromans wird erreicht. E. T. A. Hoffmann wird im Film wirklich zum Gespensterhoffmann, als der er freilich in den Köpfen unserer Gebildeten ohnehin spukt. Während das Theater bestimmte, ihm eigentümliche Kunstformen hervorgebracht hat, versucht der Film die gesamte Weltliteratur zu verfilmen, und man hat nur in verschwindend wenigen Fällen daran gedacht die Möglichkeiten des Films zu ergründen und so eine Gestaltungsbasis zu suchen.

Erstaunlich bei manchen Filmen sind die Leistungen einzelner Schauspieler. Aber das sind dann Theaterreminiszenzen, sie haben mit dem Film als solchem wenig zu tun. Die Wirkungsmöglichkeiten des Schauspielers im Film sind grundverschieden von denen auf der Bühne. Während der Bühnenschauspieler über Sprache und Geste als Gestaltungsmaterial verfügt, hat der Filmschauspieler eine viel reichere Skala von Möglichkeiten. Zwar muß er auf das gesprochene Wort verzichten, hat aber dafür Mittel zur Verfügung, die sich ins ungeahnte steigern lassen, die man allerdings eben erst zu entdecken im Begriff ist. Die Wirkungsmöglichkeit einer jeden Kunst muß aus ihrem Material hervorgehen. Mit geringstem äußern Aufwand muß sie stärkste innere Bewegung hervorbringen. Der Film hat sich

bisher, seine Eigengesetzlichkeit ignorierend, in Äußerlichkeiten erschöpft, seine grundlegenden Elemente noch nicht einmal erkannt.

Wann wurden je die Möglichkeiten der Bewegung durch übertrieben schnelles oder langsames Kurbeln, der Verzerrung der Maßstabsveränderung, der Verkürzung und Reckung als Gestaltungselemente benutzt? Oder hat man sich schon einmal mit den Wirkungsmöglichkeiten des umgekehrten Ablaufs (Rückwärtskurbelung) eines Geschehnisses beschäftigt? Manche amerikanischen Filme fangen an mit diesen Mitteln zu arbeiten. Die Vorgänge werden durch die Raschheit ihrer Folge ins Paradoxe gesteigert, erzielen manchmal eine grandiose Unwirklichkeit, führen uns in eine andere Welt.

Als einziger hat Charlie Chaplin bisher die Möglichkeiten des Films bewußt zu benutzen verstanden; vor allem das Mechanische. Er wirkt daher unerhört phantastisch. Seine Komik ist vollkommen in sich beruhend: weder geistig noch ungeistig und völlig unliterarisch, vollkommen Geste an sich. Er typisiert die Groteske des täglichen Lebens. Bei Reduzierung der Handlung auf ein Minimum erreicht er ein Maximum von Wirkung. (Um sie ganz aufzunehmen, bedarf es freilich eines Organs, das, namentlich bei den Gebildeten, meist unausgebildet ist.) Hier ist ein Neues, Absolutes. Durch seine phantasievolle Gestaltung hat Chaplin als erster den Film in die Sphäre der Kunst erhoben.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialpolitik / Lydia Eger

Arbeitsgerichte Wenn der Plan besonderer Arbeitsgerichte jetzt lebhaft erörtert wird, so

hat man für die Zuständigkeit dieser Gerichte 3 Gebiete im Auge: 1. die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, die sich aus dem Arbeitsverhältnis zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern ergeben, sowie Ansprüche, die auf Grund einer gemeinsamen Arbeit von Arbeitnehmern gegen einander erhoben werden, 2. Streitigkeiten zwischen Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen in Tariffragen, 3. Entlassungsstreitigkeiten, die unter das Betriebsrätegesetz fallen. Auch die Frage wird erörtert, ob den Arbeitsgerichten auch die Zuständigkeit für Klagen gegen Arbeitnehmer und Arbeitgeber gegeben werden soll, ferner für Klagen gegen Dritte, wenn der Anspruch mit einem Arbeitsverhältnis in Zusammenhang steht. Endlich bleibt auch nicht eine eventuelle Befugnis dieser Gerichte außer acht Strafen auf Grund von Vergehen gegen soziale Gesetze zu verhängen, beispielsweise Überschreitung von Arbeitszeit, Nichtbeachtung der Sonntagsruhe, der Vorschriften über Lehrlingsausbildung und ähnliches mehr. Innerhalb der Vorbesprechungen eines

Gesetzes über Arbeitsgerichte bildet die Frage den Hauptpunkt, ob diese Gerichte in den Aufbau der ordentlichen Gerichte eingegliedert oder vollkommen selbständig den Verwaltungsbehörden übertragen werden sollen. Für eine Eingliederung in die ordentlichen Gerichte traten bei Beratung des Haushalts des Reichsarbeitsministeriums im Hauptausschuß des Reichstags Zentrum und Deutschnationale ein, während die Sozialdemokraten sowie der demokratische Abgeordnete Erkelenz für eine Selbstständigkeit der Arbeitsgerichte sprachen. Von Gewerkschaftsseite verwenden sich für den Plan der Arbeitsgerichte in Händen der Verwaltungsbehörden die freien, sowie mit gewissem Vorbehalt die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften, während sich der Deutsche Gewerkschaftsbund (christlich-nationale Richtung) für ihre Eingliederung in die ordentlichen Gerichte ausspricht. Von seiten der Juristen wird gegen die Sondergerichtsbarkeit vor allem der Vorwurf erhoben, daß sie sich zu wenig an die gesetzlichen Vorschriften binde und mehr nach Gefühlsmomenten urteile, während man sich gleichzeitig von einer Eingliederung in die ordentlichen Gerichte eine engere Berührung der Richter mit dem Volksleben und dadurch eine Beseitigung eng juristischer Auf-

fassung verspricht. Die Gegenseite aber sieht gerade in jener nicht rein buchstabemäßigen Beurteilung der einzelnen Fälle durch die Sonderarbeitsgerichte einen besondern Vorteil dieser Regelung. Auch können die Vertreter dieser Meinung keinen triftigen Grund gegen ihren Plan in dem Einwand sehen, daß die Einheitlichkeit der Rechtsprechung dadurch durchbrochen würde. Einmal ist die Durchbrechung schon durch die Kaufmanns- und Gewerbegerichte gegeben, andererseits ist man sich durchaus einig, daß analog dem französischen Code du travail auch in Deutschland ein eigenes Arbeitsgesetzbuch geschaffen werden müßte; und diesem Schritt würde dann eine Trennung der Instanzen nur entsprechen. Es bleibt auch fernerhin zu bedenken, daß schon jetzt die Amtsgerichte durch die Fülle der an sie herantretenden Aufgaben überlastet sind, und daß sie sich unmöglich so in die Einzelheiten der Schwierigkeiten und Konflikte, die ein Arbeitsverhältnis mit sich bringt, einarbeiten können wie eigens dafür geschaffene Sondergerichte. Endlich ist auch das nicht zu vergessen, daß die Verfahren beim Amtsgericht außerordentlich langsam von statten gehen, und gerade bei Arbeitsstreitigkeiten ist ein rasches Arbeiten dringend geboten.

So dringend an sich die Regelung der Frage der Arbeitsgerichte ist, so wird man sich doch damit abfinden müssen, daß sich die letzte Entscheidung darüber noch hinauszieht, damit wenigstens in den Hauptfragen eine Einigung der entgegenstehenden Meinungen erzielt werden kann.

Fürsorgewesen Im Frühjahr fand in Frankfurt am Main eine Zusammenkunft des Hauptausschusses des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge statt, bei der über die Neuregelung der öffentlichen Wohlfahrtspflege verhandelt wurde. Zu den Besprechungen waren von dem Hauptberichterstatte Gustav Polligkeit Vorschläge in Form von Leitsätzen vorgelegt worden, aus denen hier einige besonders wichtige erwähnt seien: Ziel der Neuregelung ist die Zusammenfassung der gesamten in verschiedenen Gesetzen geregelten Materien der öffentlichen Wohlfahrtspflege in einem einheitlichen Gesetzgebungswerk. Als nächster Schritt kommt dafür die Reform verschiedener Gesetze nach einheitlichen Gesichtspunkten in Frage. Um zu erreichen, daß die einzelnen in verschie-

denen Gesetzen geregelten Zweige der öffentlichen Wohlfahrtspflege sich gegenseitig ergänzen und zu einem der Volkswohlfahrt dienenden System öffentlicher Hilfsmaßnahmen zusammengefaßt werden, müssen in ihnen die Voraussetzungen für den Anspruch auf Hilfeleistung sowie Art und Maß der Leistung unter dem Gesichtspunkt der Schadenverhütung, des Schadenausgleichs und der Versorgung Hilflöser überprüft und geregelt werden. Auf finanziellem und organisatorischem Gebiet ist als einheitlicher Gesichtspunkt die Schaffung leistungsfähiger Träger und Organe, unter möglicher Vereinfachung der Verwaltung und Verringerung der Verwaltungskosten ins Auge zu fassen. Reichsgesetzliche Bestimmungen über die Wohlfahrtspflege müssen sich entsprechend dem Artikel 9 der Reichsverfassung auf Punkte beschränken, bei denen ein Bedürfnis für den Erlass einheitlicher Vorschriften vorliegt. Soweit unterschiedliche Verhältnisse in den einzelnen Ländern berechtigt sind, ist ihre Regelung der Landesgesetzgebung vorzubehalten. Soweit die Durchführung der einschlägigen Gesetze von unterschiedlichen örtlichen Verhältnissen abhängig ist, ist zur Erhaltung der Selbstverantwortung und Selbstverwaltung der Gemeinden und Gemeindeverbände der Anwendung des Gemeindeverfassungsrechts der erforderliche Spielraum zu lassen. Der Gedanke statt des in Deutschland eingebürgerten Nebeneinanderbestehens eines öffentlichen Versicherungswesens und eines öffentlichen Fürsorgewesens eine allgemeine, alle Notstände umfassende Volksversorgung einzuführen ist abzulehnen. Die Gebiete der öffentlichen Wohlfahrtspflege sind nach Möglichkeit auf ein einheitliches öffentliches Versicherungswesen einerseits und ein einheitliches öffentliches Fürsorgewesen andererseits aufzuteilen.

Wertvoll ist, daß Helene Simon als Mitreferentin zu diesem Punkt die Forderung erhob, daß diese Gliederung nichts an dem auf dem Görlitzer Parteitag aufgestellten Ziel des Umbaus der Sozialversicherung zu einer allgemeinen Volksfürsorge ändere. In Beziehung auf das Versicherungswesen verlangte Polligkeit, daß die bereits bestehenden Zweige einer Versicherung gegen Folgen von Mutterschaft, Krankheit, Unfall, Invalidität, Alter und Tod ausgebaut werden sollen. Neu ist eine Versicherung gegen die Folgen von Arbeitslosigkeit zu schaffen. Im Versicherungswesen muß gegenüber der unter Zugrundelegung der gezahlten

Prämien erfolgenden gewissen Schematisierung der Leistungen eine stärkere Anlehnung der Leistungen an das individuelle Bedürfnis erfolgen. Für die Bestimmung des Maßes der Versicherungsleistung muß der Grad der Erwerbsbeschränkung maßgebend sein, die den Eintritt des Versicherungsfalles auslöst. Die Art der Leistung muß sich danach richten, welche Mittel zur Beseitigung oder Milderung der Erwerbsbeschränkungen geeignet erscheinen. Gegenstand einer vorläufigen reichsgesetzlichen Neuordnung muß sein: 1. die Schaffung leistungsfähiger Träger und Organe, denen die verschiedenen Zweige des öffentlichen Fürsorgewesens zum Vollzug übertragen werden, 2. die Neuordnung des öffentlichen Unterstützungswesens, 3. nach Möglichkeit die Eingliederung der in Sondergesetzen geregelten Zweige des Fürsorgewesens. Der Gedanke ein einziges Gesetz zu schaffen, das die bestehenden Sondergesetze in sich vereinigt, und zugleich die noch ausstehenden Zweige des Fürsorgewesens enthält, ist als Ziel für die weitere Zukunft festzuhalten. Als Einheitsträger des Fürsorgewesens sind Fürsorgeverbände zu schaffen bei Gemeinden oder Gesamtgemeinden von einer bestimmten Mindestgröße, bei den niederen und bei den höheren Kommunalverbänden.

Aus der Aussprache über den Gesamtplan der Neuordnung und über diese Thesen ist besonders eine Erörterung der Frage hervorzuheben: Soll der Um- und Ausbau des Versicherungswesens in den Gesamtplan einer Reform der öffentlichen Wohlfahrtspflege einbezogen werden? Während auf der einen Seite immer wieder der alte Grundsatz in den Vordergrund gerückt wurde, daß das Versicherungswesen auf Leistung und Gegenleistung beruhe, sich auf einen Rechtsanspruch aufbaue und dadurch grundsätzlich von dem Fürsorgewesen unterscheide, wurde von der andern Seite betont, die Vertreter des Fürsorgewesens hätten stärkstes Interesse an der Reform des Versicherungswesens, da soziale Versicherung und Gesundheitsfürsorge aufs engste mit einander verknüpft seien.

Dieser letzterwähnte Gesichtspunkt ist natürlich nicht außer acht zu lassen, und trotz der grundsätzlich verschiedenen Einstellung von sozialer Versicherung und Fürsorge erscheint es notwendig, daß gerade die Zusammenhänge und die gegenseitige Abhängigkeit beider Institutionen für ihre Reformen klar ausgearbeitet werden.

Kurze Chronik So sehr auch die internationale Wirtschaftskonferenz von Genua gegenüber den sich stetig überstürzenden Ereignissen der Gegenwart schon in den Hintergrund getreten ist, so vermag doch die von ihr angenommene Resolution zur Frage der *internationalen Arbeitslosigkeit* jetzt besonders zu interessieren, zumal die Klagen der ausländischen Industrie noch immer zunehmen. Die wichtigsten Sätze seien hier angeführt: Die vorhandene Arbeitsgelegenheit ist auf dem Weg einer internationalen Vermittlung bis zu irgend möglichem Maß auszunutzen. Die öffentlichen Arbeiten sind den zeitlichen und örtlichen Bedürfnissen des Arbeitsmarkts anzupassen. Die Mittel der Erwerbslosenfürsorge sind für die Bereitstellung neuer, wirtschaftlich wertvoller Arbeiten zu verwenden. Ferner wurde eine zweckmäßige Unterbringung der verfügbaren Arbeitskräfte durch die öffentlichen Arbeitsnachweise und internationales Zusammenwirken, also auch Einwanderung und Auswanderung, Umstellung arbeitsloser Industriearbeiter auf die Landwirtschaft empfohlen. $\diamond$ Die Allgemeinverbindlichkeitserklärung von *Tarifverträgen* war bisher Aufgabe des Reichsarbeitsministeriums. Vom 15. Juni an ist sie dem Reichsamt für Arbeitsvermittlung übertragen worden. $\diamond$ Am 13. Juli wurde im deutschen Reichstag das *Arbeitsnachweisgesetz* angenommen. Wesentlich ist, daß nun schließlich doch von der reinen Monopolisierung abgesehen worden ist; selbst die Neueinrichtung von Arbeitsnachweisen ist gestattet. Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung können in den Aufgabenkreis der Arbeitsnachweise einbezogen werden.

Literatur

Der 19. Band der Bücherei des Arbeitsrechts /Berlin. Reimar Hobbing/, Die produktive Erwerbslosenfürsorge, von F. Albrecht und H. Richter herausgegeben, ist eine *Gesetzessammlung*. Er enthält außer der Reichsverordnung über Erwerbslosenfürsorge eine Anzahl Erlasse und Rundschreiben des Reichsarbeitsministers und des Reichsamts für Arbeitsvermittlung. $\diamond$ Zu dem Gesetz über das Verfahren in *Versorgungssachen* vom 10. Januar 1922 ist jetzt ein Kommentar erschienen /Berlin, Franz Vahlen/. Paul Kaufmann und Fritz Fuisting erläutern die einzelnen Paragraphen nach ihrer Entstehungsgeschichte und Tragweite. Für alle, die sich mit Versorgungssachen zu befassen haben, kann das Buch ein wichtiger Berater sein.

Gewerkschaftsbewegung / Max Schippel

Deutschland: Der 11. deutsche Gewerkschaftskongreß, der vom 19. bis zum 24. Juni im Saalbau des Zoologischen Gartens in Leipzig tagte, zeigte die heftigen, halb parteipolitischen, Gegensätze, die 1919 in Nürnberg aufeinanderplatzten, etwas gemildert. Trotzdem trug er deutlich, mitunter sogar in ziemlich niederdrückender Weise, die Spuren einer gärenden unfertigen Übergangszeit, die sowohl für das Verneinen des Alten wie das Bejahen des Neuen noch immer eine volle Entschlußkraft nicht aufzubringen vermag.

Eine wichtige Vorlage des Bundesausschusses beschäftigte sich nicht nur mit der geordneten Streikerklärung und der Mitwirkung verschiedener Verbände, falls bei einer Lohn- oder Tarifvertragsbewegung »Angehörige verschiedener Berufe und Mitglieder mehrerer dem Bund angeschlossener Verbände« in Frage kommen, sondern vor allem mit den *Streiks in »gemeinnötigen Betrieben*, das heißt solchen, die für die Lebensmöglichkeiten der Bevölkerung notwendig sind«. Will man, wie dies auf dem Kongreß von so vielen Seiten erregt gefordert wurde, keine Technische Nothilfe und auch kein Eingreifen einer außergewerkschaftlichen, unter Umständen sogar gewerkschaftsfeindlichen Organisation und Instanz, so gibt es nur einen Ausweg: Verlegung der letzten Streikentscheidungen nach einer, weniger von vergänglichen Tagesereignissen und einseitigen Berufsinteressen beeinflussten zentralen Gewerkschaftsstelle, und von dieser aus zugleich Sorge für die Fortführung der unbedingt unentbehrlichen Tätigkeiten für den Zeitraum der Arbeitseinstellung. Diese Einschränkung der einzelberuflichen und örtlichen Willkür (anderwärts, beispielsweise in England, steht sie längst auf der Tagesordnung; siehe auch diese Rundschau, 1922 I, Seite 303), dieser kategorische Produktionsimperativ, der nur der heutigen vollkommen veränderten Stellung der Arbeiterklasse im allgemeinen Produktionsleben entspricht, fand jedoch recht bescheidenen Anklang, so daß die Vorlage abermals ergebnislos an den Bundesausschuß zurückging. Immerhin seien einige der Vorschläge im Wortlaut mitgeteilt: »Über Streiks in gemeinnötigen Betrieben dürfen Beschlüsse *erst dann* gefaßt werden, wenn zuvor der *Bundesausschuß* des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes, beziehungsweise der

Vorstand des Allgemeinen freien Angestelltenbundes davon benachrichtigt und ihnen eine angemessene Frist zur Vermittlung zwecks gütlicher Beilegung belassen worden ist. Jede Gewerkschaft hat für ihr Organisationsgebiet ein Verzeichnis der bei Arbeitsniederlegungen in Frage kommenden Notarbeiten, deren Ausführung in jedem Fall verlangt werden muß, aufzustellen und dem Vorstand des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes, beziehungsweise dem Vorstand des Allgemeinen freien Angestelltenbundes einzureichen. Jede Gewerkschaft hat in ihren Satzungen oder satzungsmäßigen Vorschriften für ihre Mitglieder die bindende *Verpflichtung* aufzunehmen, daß die von dem Verbandsvorstand bezeichneten respektive im Einzelfall angeordneten Notarbeiten *auszuführen* sind. Die Verbandsvorstände verpflichten sich die erforderlichen Maßnahmen für die Durchführung der Notarbeiten zu treffen. Mitglieder, die sich *weigern* die angeordneten Notarbeiten zu übernehmen und auszuführen, haben *keinerlei Anspruch* auf irgendwelche Gewerkschaftsunterstützung aus zentralen oder örtlichen Mitteln. Die Verweigerung von Notarbeiten hat als grobe Schädigung der gewerkschaftlichen Interessen zu gelten.« Die diesen Forderungen zugrunde liegende Auffassung und Zielsetzung ist unbedingt richtig, und sollte Verbänden, die sich als Hauptträger der Produktion und der Produktionsnotwendigkeiten betrachten, einfach als Selbstverständlichkeit erscheinen. Trotzdem blieb man im ersten Anlauf stecken, führte aber andererseits in Gestalt einer Resolutionsverwahrung einen ganz ohnmächtigen Schlag gegen die Technische Nothilfe. Will man die Technische Nothilfe wirklich beseitigen, so war der von der Bundesleitung gewiesene Weg der einzig zielführende. Ähnlich ging es mit den *Arbeitsgemeinschaften* (siehe auch meinen Artikel Gewerkschaftskongreß, Produktionsaufbau und Klassenkampf, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 636 ff.), nur daß hier beinahe der Bundesausschuß, der sich in eine ganz unhaltbare Lage gedrängt sah, seine Ämter niedergelegt hätte. 345 Delegierte erklärten sich, der Grundanschauung nach, gegen die Arbeitsgemeinschaften, 327 dafür; allerdings meist nur im Sinn der Weiterduldung, nicht der Anerkennung ihres hervorragenden Gegenwarts- oder doch Zukunftswerts. Aber bei namentlichen Abstimmungen gilt die Zahl der von den Delegierten vertretenen

nen Mitglieder; demnach fielen für die Arbeitsgemeinschaften 3 803 238 Stimmen in die Wagschale, gegen sie 3 582 429. Und die Kongreßdelegierten konnten nur über die Zentralarbeitsgemeinschaft befinden, während der Unterbau der einzelberuflichen Arbeitsgemeinschaften sie nichts angeht (einzelne Verbandstage, wie die der Brauer und Mühlenarbeiter, der Fabrikarbeiter, der Porzellanarbeiter, haben sich in der Tat sofort ausdrücklich zur Fortsetzung der paritätischen Wirtschaftsverständigung von neuem bekannt). Ferner wachsen aus der Zentralarbeitsgemeinschaft die Arbeitervertreter im Vorläufigen Reichswirtschaftsrat heraus, und diese Frage des Reichswirtschaftsrats ließ man ganz unberührt. So half sich denn einerseits der Bundesvorstand mit der Erklärung, daß er eine paritätische Mitwirkung im allgemeinen weiter für erlaubt betrachte, und andererseits der Kongreß mit dem Hinweis, daß die namentliche Abstimmung kein Mißtrauensvotum gegen die Bundesleitung darstellen solle. Begrüßen konnte man dagegen, daß die *Betriebsräte* offenbar immer mehr als Glied der Gewerkschaftsbewegung anerkannt werden und ihrerseits zunehmend bereit sind sich als dienendes Glied einzufügen.

Den großen *Konzentrationsprozeß* im Organisationsaufbau bezeichnete man fast allseits als Notwendigkeit und Fortschritt, eine klare Entscheidung für die Betriebsorganisation oder die Industrieverbände, wie man heute gewöhnlich sagt, fiel jedoch, trotz der Annahme der Resolution Dißmann, nicht. Im großen und ganzen wird man hier dem Korrespondenzblatt zustimmen können: »Der Antrag Dißmann wurde . . . von 465 Delegierten mit 4 854 225 Stimmen gegen 163 Delegierte mit 1 925 972 Stimmen angenommen. Wird der Antrag lediglich als richtungsweisend aufgefaßt, dann wird er ohne Frage die Entwicklung zugunsten der Industrieverbände beeinflussen. Damit sollten sich die Anhänger der Industrieverbände aber auch begnügen. Fassen diese aber die Annahme des Antrags als ein Gebot des Gewerkschaftskongresses auf, dem unbedingt Folge geleistet werden muß, dann wird die Annahme des Antrags zu einer großen Reihe von Zwistigkeiten unter den Gewerkschaften führen, die wir gerade jetzt weniger denn je gebrauchen können. Der Beschluß darf nicht zum Kampf der sogenannten Großen unter uns zum Kampf gegen die Kleinen führen. Denn auch die "kleinen" Verbände

wollen nicht lediglich nach der Zahl ihrer Mitglieder eingeschätzt werden. Sie sind im Verhältnis oft stärker als mancher mit großen Mitgliederzahlen aufwartende Verband, und es stehen deshalb wertvolle Bestandteile des Gewerkschaftsbundes in Gefahr erdrückt zu werden, wenn so rücksichtslos vorgegangen wird, wie Dißmann in seinem Schlußwort in Aussicht stellte. Es wurde schon auf dem Kongreß darauf hingewiesen, daß dies das Fortbestehen des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes gefährde. Wenn diese Gefahr auch kaum vorliegt, durch rücksichtsloses Vorgehen kann sie heraufbeschworen werden.«

Als Höhepunkt des Kongresses darf zweifellos das Referat Hugo Sinzheimers über das zukünftige *Arbeitsrecht* bezeichnet werden. Sinzheimer erkennt gleichfalls der sozialen Selbstgesetzgebung und Selbstverwaltung organisierter Wirtschaftsgruppen eine entscheidende Zukunftsrolle zu. Nicht ein politischer Verwaltungsapparat habe gleichsam nebenbei den wirtschaftlich-sozialen Aufgaben zu dienen, sondern die anerkannte bewegende Kraft habe in den Wirtschaftskreisen und sozialen Gruppen selber zu liegen. Dabei kommt man natürlich immer wieder auf die »gleichberechtigte paritätische Beteiligung der Arbeitnehmer an allen berufsständischen Körperschaften« zurück; nicht nur zur Regelung der Entlohnung, des Arbeiterschutzes und der Arbeitsversicherung sondern zur Teilnahme an der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel und die Produktionsgestaltung.

Der riesenhaft angeschwollene Umfang der Gewerkschaftsbewegung ließ übrigens die alte *Vertretungsweise* als unpraktisch und lästig erscheinen. Es hatten sich diesmal nicht weniger als 694 Delegierte für 7 566 615 Gewerkschaftsmitglieder eingefunden. Besonders stark waren die Metallarbeiter erschienen, die mit 160 Delegierten auftraten und mehr als 1 ¼ Millionen Mitglieder durch sie vertreten ließen. Die Bergarbeiter zählten 39 Delegierte bei 459 270 Mitgliedern, die Bauarbeiter 30 bei 470 255, die Eisenbahner 43 bei 450 503, die Fabrikarbeiter 37 bei 653 204, die Holzarbeiter 36 bei 375 190, die Landarbeiter 50 bei 628 712, die Transportarbeiter 57 Delegierte bei 571 080 Mitgliedern. Kam bei kleinen Gewerkschaften bisweilen schon auf 2- bis 3000 Mitglieder 1 Delegierter (zum Beispiel bei den Asphaltseilern und den Schornsteinlegern), so vertrat bei einzelnen

Verbänden, die sich in der Entsendung von Delegierten starke Mäßigung auferlegt hatten, jeder einzelne Delegierte 15- bis 17 000 (so bei den Bau- und bei den Fabrikarbeitern), während in der Regel durchschnittlich 10- bis 11 000 Mitglieder auf den Delegierten kamen. In Zukunft sollen je 15 000 Mitglieder (jetzt 10 000) 1 Delegierten zum Gewerkschaftskongreß entsenden.

Der Bundesvorstand wurde wiedergewählt.

Eigespublikationen Als 4. Anhang (Sonderheft) zur Internationalen Gewerkschaftsbewegung, dem

Organ des Amsterdamer *Internationalen Gewerkschaftsbunds*, erschien der ausführliche Bericht über den außerordentlichen internationalen Gewerkschaftskongreß in London vom 22. bis zum 27. November 1920, als 5. Anhang der Tätigkeitsbericht für die Zeit vom Juli 1919 bis zum Dezember 1921, wie er dem ordentlichen Kongreß in Rom vorgelegt wurde. Der 6. Anhang brachte die etwas dürftigen Antworten auf eine, nicht besonders glücklich gefaßte Umfrage über die Ausführung und Gefährdung des Achtstundentags in den verschiedenen Ländern.

Als Statistische Beilage des Korrespondenzblatts wurde zum zweitenmal die eingehende Übersicht über *tariflich festgesetzte Zeittlöhne* im Jahr 1922 veröffentlicht, deren Grundlage die Löhne bilden, die Ende März bestanden. Diesen gegenübergestellt sind, wie in der 1. Veröffentlichung, die Septemberlöhne von 1921 als Ausgangspunkt. Die nominelle Steigerung der Lohnsätze ist danach ganz gewaltig. Von einer Wiederholung der Angaben über die Dauer der regelmäßigen Arbeitszeiten und über die Zahl der unter die angegebenen Lohnsätze fallenden Berufsangehörigen ist diesmal abgesehen worden; dagegen ist eine wesentliche Bereicherung durch Angaben für die Land- und Forstarbeiter erfolgt. Man kann dem weiteren, recht schwierigen Ausbau dieses Tabellenwerks mit Interesse entgegensehen.

Die *Buchdrucker* versandten ihren Jahresbericht 1921, an dem wie immer die Vorgänge auf dem Tarifgebiet besonders interessieren.

Die *Buchbinder und Papierarbeiter* haben das Protokoll des 14. Verbandtags, der vom 15. bis zum 20. Mai 1922 in Kassel abgehalten wurde, und die Tätigkeitsübersicht für 1921 herausgegeben. Charakteristisch ist bei den Buchbindern die Stellung zur Arbeitsgemeinschaft: In seinem, dem Protokoll vorangehenden

Geschäftsbericht lehnt der Verbandsvorstand das Ausscheiden aus der Arbeitsgemeinschaft ab, »weil 1. der letzte Verbandstag den Beitritt zur Arbeitsgemeinschaft gutgeheißen hat, 2. der Allgemeine deutsche Gewerkschaftsbund in seiner Mehrheit nach wie vor auf Grund des Beschlusses in Nürnberg an den Arbeitsgemeinschaften festhält, 3. die übrigen graphischen Verbände ein Ausscheiden nicht für angezeigt erachten, 4. weil niemand nachweisen kann, daß die Arbeitsgemeinschaften irgendetwas getan haben, was den Interessen der Arbeiter entgegensteht, und 5., weil sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen Vertretern der Arbeiterschaft die Möglichkeit gibt in einer Reihe von Körperschaften mit zu entscheiden über Fragen des deutschen Wirtschaftslebens«. Einen Antrag Berlin »sofort aus der Arbeitsgemeinschaft auszutreten, da dadurch die Klassengegensätze verwischt werden und die Arbeiterschaft in eminenter Weise in ihren Kämpfen gehemmt wird«, erledigte der Verbandstag dadurch, daß er »beschloß die Entscheidung dem Gewerkschaftskongreß zu überlassen«. Nun hat dieser wiederum den Einzelverbänden keine Vorschriften machen wollen. Sehr nachahmenswert ist übrigens das eingehende Sachregister der Buchbinder-schrift, das unter einer großen Zahl von Stichworten den Gegenstand der Anträge, die antragstellenden Orte und Instanzen, die Art der Erledigung und ähnliches genau verzeichnet. Nur sollte man diese Angaben über die Anträge auch auf die Vorstandsberichte und die Debatten ausdehnen; vieles wichtige Material, das selbst die unscheinbarsten heutigen Gewerkschaftsdrucksachen enthalten, würde so nutzbar gemacht. Viel geistige Arbeit wurde, wie das Protokoll festhält, auf dem 1. Reichsbetriebsrätekongreß für die Metallindustrie, abgehalten vom 5. bis zum 7. Dezember 1921 in Leipzig, geleistet. Die Referate Emil Lederers über Weltwirtschaft, Rudolf Hilferdings über deutsche Wirtschaft, Otto Hues über Kohle und Eisen, Norbert Einsteins über Kapitalkonzentration und Sozialisierungsfragen stehen auf beträchtlicher Höhe, und selbstverständlich verdient der Meinungs-austausch zwischen so vielseitig tätigen Funkt-ionären über die Betriebsratserfahrungen, der durch Referate Robert Dißmanns und Georg Engelbert Grafs eingeleitet wurde, unter allen Umständen Beachtung. Gerade wegen der Mannigfaltigkeit des Stoffs wäre auch hier ein eingehendes Sachregister sehr am Platz gewesen.

Kurze Chronik Auf dem internationalen Kongreß in Rom (siehe diese Rundschau, 1922 I, Seite 525 f.) wurde Theodor Leipart zum Vizepräsidenten des *Internationalen Gewerkschaftsbundes* gewählt. Das Bureau setzt sich nunmehr wie folgt zusammen: J. H. Thomas /England/, Vorsitzender, L. Jouhaux /Frankreich/, C. Mertens /Belgien/ und Th. Leipart /Deutschland/ Vizevorsitzende, Edo Fimmen und J. Oudegeest /Holland/ Sekretäre. $\diamond$ In den Pfingsttagen waren 25 Jahre verflossen, seitdem sich auch unter den *kaufmännischen Angestellten* der Gewerkschaftsgedanke zur Gründung eines Zentralverbands verdichtete. 255 Mitglieder zählte der Verband bei seiner Gründung, nach 10 Jahren waren es 8194, und nach weiteren 10 Jahren, also 1917, 30 555. 1918 vereinigte sich der Lagerhalterverband mit dem Zentralverband der Handlungsgehilfen, und seit 1919, als sich auch der Verband der Bureauangestellten dazu gesellt hatte, bildet die Organisation, die aus diesen 3 Stämmen hervorgegangen ist, den Zentralverband der Angestellten, der im 3. Quartal 1921 372 521 Mitglieder zählte. $\diamond$ Die *Hirsch-Dunckerschen* Deutschen Gewerkvereine hielten vom 6. bis zum 8. Juni ihren 21. Verbandstag in Berlin ab. Der Professor Moritz Bonn sprach dort über die wirtschaftliche Lage, Anton Erkelenz über die Teilnahme der Arbeitnehmer an der Selbstverwaltung der Wirtschaft und für die Demokratisierung des Besitzes an den Produktionsmitteln, über den aussichtsreichen Gedanken der Arbeiterbank und über Sozialpolitik im allgemeinen. Die Anträge bezogen sich hauptsächlich auf den Achtstundentag, die Arbeitslosenversicherung, die Preis- und Außenhandelspolitik. Auch hier spielten der »festere Zusammenschluß berufsverwandter Gewerkvereine zur wirksamen Vertretung der Arbeitnehmerinteressen«, die Vereinheitlichung der Presse, ferner die Jugendorganisation eine Rolle. Der langjährige Verbandsvorsitzende Gustav Hartmann wurde wiedergewählt, zum 2. Vorsitzenden der bisherige Verbandssekretär Neustadt bestellt. $\diamond$ Am 5. Juni vollendete *Gustav Becker*, seit 1897 Schriftleiter des Verbandsblatts der Sattler, Tapezierer und Portefeullier, sein 60. Lebensjahr. $\diamond$ Am 22. Juli feierte *Ferdinand Mieke*, der Kassierer der Verwaltungsstelle Berlin und seit 25 Jahren ein hochgeachteter Angestellter des Holzarbeiterverbandes, seinen 70. Geburtstag in voller Rüstigkeit und Arbeitsfreude.

Literatur

Eine soziologische Untersuchung über das Verhältnis von Betriebsräten und Gewerkschaft, als verschiedenartige Koalitionsprinzipien, nach ihren Reibungsflächen und ihrer gegenseitigen Anpassung in der Praxis unternimmt, in Ausarbeitung eines Referats an der Düsseldorfer Hochschule für kommunale Verwaltung *Josef Winschuh* in der Schrift Betriebsrat oder Gewerkschaft? /Essen, G. D. Baedeker/. $\diamond$ *Karl Zwing*, dessen anregende Arbeit Gewerkschaftliche Probleme früher hier schon Erwähnung fand, hat jetzt in knapper, alles Wesentliche zusammenfassender, außerdem für Nachschlagezwecke recht geeigneter Weise eine Geschichte der deutschen freien Gewerkschaften erscheinen lassen /Jena, Volksbuchhandlung/. Wer Kulemann, Müller und Nestriepke zu eingehend findet, wird diesen umsichtigen Leitfaden gern benutzen. $\diamond$ Mehr dem Organisatorischen, sowohl der Arbeitnehmer- wie der Arbeitgeberverbände, ferner dem Einfluß dieser Verbände auf das öffentliche Leben, endlich der genaueren Zergliederung, welcher rechtlichen Art dieser Einfluß ist, und was diese sozial- und wirtschaftspolitischen Verbände ihrem Wesen nach im juristischen Sinn darstellen, wendet sich *Kurt Braun* in der Schrift Die Konzentration der Berufsvereine der deutschen Arbeitgeber und Arbeitnehmer und ihre rechtliche Bedeutung /Berlin, Julius Springer/ zu. Die Anerkennung der Organisationen durch den Staat, ihre wachsende Hinzuziehung zu Gesetzgebung und Verwaltung tritt gut hervor, und die im Anhang mitgeteilten Richtlinien, Satzungen und Programme von Spitzenverbänden, Arbeitsgemeinschaften sind recht brauchbar. $\diamond$ Auch das 2. Heft der Schriften der englischen Gildenbewegung /Tübingen, Mohr/ läßt einen Vertreter der anti-industrialistischen und mittelalterlichen Ideale und Leitgedanken zu Wort kommen, nach der Vorrede Otto Eccius' in bewußter Ablehnung der »anderen revolutionären und stark marxistisch denkenden Gildensozialisten« wie Cole oder Mellor, Hobson und Orage. Das ist zum mindesten eine Einseitigkeit, aber für eine der verschiedenen Gildenströmungen ist natürlich auch *Arthur J. Pentys* jetzt in Übersetzung veröffentlichte Schrift Gilden, Gewerbe und Landwirtschaft charakteristisch. $\diamond$ Winke für alle, die in der Arbeiterbewegung wirken, hat *Robert Danneberg* in einem kleinen Heft Der Vertrauensmann herausgegeben /Wien, Ignaz Brand/. Für das Bedürfnis

nach solchen Leitfäden für Versammlungsvorsitzende, Redner, Schriftführer, Gemeindevertreter spricht das Erscheinen in 4., umgearbeiteter Auflage. $\diamond$ Eine durch Fleiß und ruhiges Urteil ausgezeichnete Arbeit ist *Heinrich Schilds* Buch *Das Lohn- und Arbeitsverhältnis im deutschen Malergewerbe des 20. Jahrhunderts* unter dem Einfluß der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände, herausgegeben vom Wirtschaftswissenschaftlichen Institut für Handwerkerspolitik /Hannover, Alfred Georgi/. Die Geschichte der beiderseitigen Verbände, der Lohnbewegungen und Tarifverträge, der Umgestaltung grundlegender sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse wird hier in aufrichtigstem Wahrheitsbemühen entwickelt und zergliedert, so daß das Malergewerbe, in dem die Veröffentlichungen der Arbeiterseite schon lange hoch über dem Durchschnitt standen, nunmehr auch eine hervorragende Leistung von anderer Seite zu verzeichnen hat. $\diamond$ Die *Tarifvertragsstatistik* für Deutschland wurde bisher, mit Ausnahme der Kriegsjahre 1916 bis 1918, stets als Sonderheft veröffentlicht. Jetzt wird die Statistik für 1920 dem Reichsarbeitsblatt beigelegt. $\diamond$ Als Fortsetzung der Sonderhefte über die Verbände der Unternehmer, Angestellten, Arbeiter und Beamten erschien das *Jahrbuch der Berufsverbände im Deutschen Reiche*, herausgegeben vom Reichsamt für Arbeitsvermittlung, Jahrgang 1922 /Berlin, Reimar Hobbing/. In allen Verbandsgruppen ist der Kreis der behandelten Verbände wesentlich erweitert, die textliche Besprechung ausgestaltet und die Entwicklung bis in die jüngste Zeit verfolgt worden. Durch Einbeziehung der Verbände der freien Berufe sind die organisierten Erwerbstätigen vollständig erfaßt worden. Die den Verbänden beigegebenen genauen Adressen und ein Verzeichnis der Verbandspresse heben den Wert des Buches und machen es zu einem Handbuch für den täglichen Gebrauch. $\diamond$ Die brutal hinterwäldlerische Justiz, in die man in Nordamerika, in der Union so gut wie in Canada, bei besonders erregenden Anlässen gelegentlich immer wieder zurückfällt, lernt man recht gut aus dem *Chicagoer Prozeß* gegen die Kommunisten Lloyd-Procter und Genossen im Juni, Juli und August 1920 kennen. Bei Charles H. Kerr in Chicago erschien mit einer orientierenden Einleitung die umfangreiche Verteidigungsrede Argument of Clarence Darrow in the Case of the Communist Labor Party in the Criminal Court Chicago.

WISSENSCHAFT

Biologie / Waller Zimmermann

Farbensinn

Im Jahr 1913 hatte der Physiologe und vorzügliche Augenkenner *Carl von Heß* die biologischen Kreise in eine gewisse Unruhe versetzt, als er die Ansicht aussprach, die *Bienen* seien völlig farbenblind, das heißt sie könnten die einzelnen Farben höchstens nach ihrer Helligkeit, aber nicht qualitativ wie der normale Mensch oder die Säugetiere unterscheiden. Diese Ansicht schien schwer mit der anscheinend so gesicherten Auffassung vereinbar, daß die Farbenpracht der Blüten zur Anlockung der Insekten diene, und daß zum Beispiel das leuchtende Blau des Wiesensalbeis und die bunte Pracht der Orchideen gewissermaßen ein Wirtshausschild für die sie besuchenden Bienen bedeute: »Hier gibt's einen guten Honig.«

Heß ist aber heute wohl durch verschiedene Untersuchungen, vor allem von dem Münchener Zoologen *Karl von Frisch*, widerlegt worden. Zumal die neuesten Arbeiten Alfred Kühns und Robert Pohls haben die letzten Bedenken weggeräumt: Die Bienen können Farben auch qualitativ unterscheiden. Und zwar wies Frisch nach, daß sie ähnlich wie ein rot-grün-blinder Mensch einerseits den Spektralkomplex von orangerot-gelb bis grün als eine Gruppe und andererseits blau-violett-purpurrot als eine andere Gruppe erkennen. Die Versuche wurden derart angestellt, daß Bienen zum Beispiel auf die blaue Farbe dressiert wurden, indem man ihnen ein Gläschen mit Zucker einige Tage auf einem blauen Papier vorsetzte. Stellte man nun ein leeres Glas auf ein gleichgefärbtes Papier, so stürzten sie doch auf dieses und ließen vergleichsweise beigefügte graue Papiere, die alle Helligkeitswerte aufwiesen, unbeachtet. Wäre es nur bestimmte Helligkeit des Blaus gewesen, die die Biene während des Versuchs erkannt hatte, so hätte sie sicher ein Grau herausgefunden, das ihr ebenso hell erschien wie das Blau. Frisch konnte nämlich nachweisen, daß die Bienen die Helligkeitsstufen nur sehr ungenau unterscheiden. Gerade die letzten Versuche waren so exakt (Kühn und Pohl arbeiteten mit Spektralfarben), daß die Frage damit im großen und ganzen entschieden sein dürfte. Eigentümlich ist, daß die Bienen ein reines Rot überhaupt nicht wahrnehmen und die Töne der Gelbgruppe leicht unter einander und mit dem Grün der Blätter verwechseln. Die

leuchtend rote Blütenfarbe ist darum in Europa recht selten, um so häufiger in Ländern wie Südamerika, wo Vögel (*Kolibris*) Blüten besuchen. Die von Bienen bei uns hauptsächlich aufgesuchten Blüten sind vorwiegend blau oder violett gefärbt.

Damit ist der Ansturm auf eine vielen Biologen fast liebgewordene Theorie der Blütenbiologie abgeschlagen. Es war aber sehr nützlich, daß Heß diese ganze Frage aufwarf und damit zeigte, wie wenig wir eigentlich von dem Sinnesleben der Insekten wissen, und auf was für unsicheren Grundlagen sich nicht selten überaus weitreichende naturwissenschaftliche Theorien aufbauen.

Sexualität der Pilze

Vor wenigen Jahren konnte man noch in allen botanischen Lehrbüchern lesen, daß es fraglich sei, ob bei den *Pilzen* des Waldes, wie dem Pfifferling oder dem Fliegenpilz, ein echter Sexualakt stattfindet oder nicht. Diese Zweifel sind für den Fernerstehenden vielleicht weniger erstaunlich, wenn er erfährt, daß selbst für die Blütenpflanzen noch im Jahr 1820 der Breslauer Botaniker August Henschel das Vorhandensein eines Sexualakts bestritt und mit dieser Anschauung durchaus nicht allein stand. Und doch wußten bereits die alten Babylonier zu Herodots Zeiten, daß es männliche und weibliche Dattelpalmen gibt, und daß man Früchte erzielt, wenn man einen stäubenden männlichen Zweig in die weiblichen Bäume hängt, so daß der männliche Blütenstaub die weiblichen Blüten befruchtet. Diese Kenntnisse der Praktiker gingen aber im Mittelalter wieder verloren, und erst im 19. Jahrhundert hat man dann auch die inneren Vorgänge beim Sexualakt der Blütenpflanzen kennen gelernt und festgestellt, daß genau wie im Tierreich eine männliche Zelle (aus dem Blütenstaub stammend) mit einer weiblichen Eizelle (im Fruchtknoten) verschmilzt. Das Vereinigungsprodukt, in dem auch die beiderseitigen Kerne, die Träger der Erbanlagen, verschmelzen, bilden dann den Embryo der neuen Pflanze.

Auch im Lebenslauf der Pilze konnte man in den letzten Jahren fast durchweg eine derartige Kernverschmelzung und damit eine Vereinigung der väterlichen und mütterlichen Erbanlagen nachweisen. Eigentümlich ist jedoch die Art und Weise, wie diese Kernverschmelzung sich in das gesamte Entwicklungsgeschehen der Pilze einfügt. Bei einfachen organisierten Pilzen, wie den Schimmelpilzen, ver-

läuft die Kernverschmelzung mehr oder weniger unabhängig von der eigentlichen Vermehrung, der Sporenbildung. Beim Sexualakt verschmelzen 2 ganze, äußerlich gleichgestaltete Zellen, die auf einander zuwachsen, mitsamt ihren Kernen zu einem derbwandigen Ruheorgan, das dann nach einiger Zeit je nach den äußeren Umständen zu einem Pilzfaden oder zu einem Sporenbehälter auswachsen kann.

Anders bei den höheren Pilzen, deren Fäden zu den sogenannten Fruchtkörpern, eben den Gebilden, die wir als eßbare oder ungenießbare "Schwämme" kennen, zusammenwachsen. Diese Fruchtkörper dienen zwar in erster Linie der Sporenerzeugung, aber unmittelbar vor der Sporenbildung findet in den Zellen ebenfalls eine Kernverschmelzung statt. Höchst eigenartig ist die Art und Weise, wie die verschmelzenden Kerne bei den einzelnen Pilzen zusammentreten. Zum Beispiel bei den meisten der genannten Schimmelpilze entstammen die beiden verschmelzenden Zellen 2 verschiedenen Pflanzen, die sich äußerlich ganz gleich sehen, die aber doch als männlich und weiblich unterschieden werden müssen, da eben nur beim Zusammentreffen der beiden Geschlechter der Sexualvorgang stattfindet. Wie wir durch Untersuchungen des Würzburger Botanikers *Hans Kniep* und der französischen Forscherin *Mathilde Bensaude* wissen, wachsen bei höheren Pilzen, zum Beispiel dem Tintenpilz, unter der Erde zunächst 2 Fäden zusammen, die ebenfalls zu äußerlich gleichen, aber durch ihre Anlage unterschiedenen Geschlechtern gehören. Bei diesem Zusammenwachsen der Fäden verschmelzen aber weder ganze Zellen noch Kerne, sondern der Kern der einen Pflanze, die wir die männliche nennen müssen, tritt hinüber in eine Zelle der andern, weiblichen Pflanze. Diese wächst darauf zu dem über die Erde hervortretenden Fruchtkörper (Schwamm) aus und zeigt in jeder seiner Zellen 2 Kerne, einen männlichen und einen weiblichen, die durch einen komplizierten Teilungsvorgang (Schnallenbildung) von dem erstgebildeten männlichen und weiblichen Kernpaar abstammen. Bei einem andern Pilz hat Kniep nachweisen können, daß der äußere Vorgang des Sexualakts noch weiter rückgebildet ist; hier findet überhaupt kein Kernübertritt mehr statt, sondern die beiden Schwesterkerne einer Spore liefern die Kernpaare der neuen Pilzpflanzen, und ein solches Kernpaar vereinigt sich dann wieder kurz vor der Sporenbildung. Wieder bei an-

deren Pilzen gibt es merkwürdigerweise nicht nur 2 sondern 4 oder noch mehr Geschlechter, die paarweise kopulieren können.

Diese Untersuchungen haben auch wieder die uralten Probleme der Sexualität neu beleuchtet und in den Vordergrund des Interesses gezogen. Man war infolge der Vorgänge bei den höheren Tieren und Pflanzen, wo der Sexualakt die Entwicklung eines neuen Keims auslöst, ursprünglich geneigt die Bedeutung der Sexualität in dieser Entwicklungsanregung zu erblicken. Die Koppelung des Sexualakts mit Fortpflanzungs- und Vermehrungseinrichtungen ist aber im wesentlichen auf die höher entwickelten Organismen beschränkt; einfacher organisierte Lebewesen, wie Pilze, Algen und Aufgüßtierchen, zeigen jedoch, wie wir sahen, vielfach ein durchaus anderes Bild des Sexualakts. Da findet beim Sexualakt entweder eine Verminderung durch Verschmelzung ganzer Individuen statt, oder die Weiterentwicklung wird wie bei den niederen Pilzen durch eine Ruheperiode direkt unterbrochen. Kurz und gut: Fortpflanzung und Vermehrung verlaufen mehr oder weniger unabhängig vom eigentlichen Sexualakt. Auch in den äußerlichen Verschiedenheiten, die im allgemeinen die beiden Geschlechter bei den höheren Pflanzen und Tieren kennzeichnen, kann das Wesentliche bei den sexuellen Vorgängen nicht liegen, wie gerade die Pilze mit ihren äußerlich gleichartigen Geschlechtern lehren. Das Gemeinsame in all den Fällen des Sexualakts liegt eigentlich nur in der Verschmelzung zweier Kerne und damit zweier verschiedener Erbanlagen. Was dieser Vorgang aber letzten Endes für eine Bedeutung, für einen Zweck hat, ob wir überhaupt von einem Zweck reden dürfen, darüber ist zwar sehr viel geschrieben und theoretisiert worden. Man dachte zum Beispiel an eine Steigerung der Variabilität unter den Nachkommen infolge der ständigen Neumischung der Erbanlagen, andere wieder hielten umgekehrt einen Ausgleich der Erbanlagen beim Sexualvorgang für die wesentliche Bedeutung; kurz und gut: etwas Sicheres wissen wir in dieser Frage nicht. Man muß wohl zunächst noch versuchen die Tatsachen zu ergründen und zu sichten, und sich im übrigen ehrlich gestehen: Zum Erstaunen bin ich da,

tomischen Museum von Amsterdam, dem Anatomischen Laboratorium und dem Archäologischen Museum in Leyden, von dem deutschen Hygienemuseum in Dresden, der Anatomischen Abteilung der Londoner Universität, die unter anderm den berühmten Rhodesiasschädel herliet, und anderen Instituten beschickt war. $\diamond$ Die *Everestexpedition*, die in diesem Frühsommer unter Führung des britischen Generals C. J. Bruce aus Indien aufgebrochen war, mußte ihren Zug zur Eroberung des höchsten Berges der Welt vor Erreichung ihres Ziels in einer Höhe von 8268 Meter abbrechen. Unter den Teilnehmern scheint Meinungsverschiedenheit zu herrschen, ob diese frühzeitige Umkehr notwendig war; offenbar war aber die Aussicht auf schlechtes Wetter bestimmend. Wie man den zahlreichen englischen Blätternotizen entnehmen kann, scheinen die geographischen Entdeckungen in diesen bisher verschlossenen Gebieten des Himalaya recht erheblich. Bemerkenswerterweise gelang es der Expedition den Segen des sonst so europäerfeindlichen großen Lama von Tibet zu erhalten. Das war wohl nicht unwesentlich, da die Träger der Expedition, die alle mehr als 100 Pfund zu schleppen hatten, zum größten Teil tibetanische Gebirgsbewohner waren. Man darf wohl auch gespannt sein auf die technisch-alpinen Erfahrungen der Expedition, die mit Sauerstoffapparaten bewaffnet vordrang. $\diamond$ Über die jüngsten *Hebungen der Alpen* sprach der Berliner Geologieprofessor Albrecht Penck in einer Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde am 20. März. Er zeigte, daß auch heutzutage das Wirken der Kräfte, die im Tertiär den Alpenwall aufgetürmt und in Falten gelegt haben, nachweisbar ist. So hat sich nach Messungen in den Jahren 1906 bis 1915 das Alpenvorland östlich Münchens in 45 Jahren um 83 Millimeter gesenkt. Ähnliche Beobachtungen hatte man auch bereits anderwärts, namentlich an den skandinavischen Küsten, gemacht. Auch sonst läßt sich, nach Penck, in den Alpen aus der Lagerung von Schottern usw. der Beweis erbringen, daß noch in geologisch gesprochen, allerjüngster Zeit oft recht erhebliche Senkungen und Hebungen in den Alpen stattgefunden haben. $\diamond$ Eine deutsche Forscherin, *Hedwig Pfitzler* aus Pforzheim, die sich durch Forschungsreisen im Stromgebiet des Amazonasstroms einen Namen gemacht hat, wurde als Professor für Geographie nach Rio de Janeiro, unter gleichzeitiger Ernennung zum Ehrendoktor, berufen.

Kurze Chronik Am 20. Mai wurde in Amsterdam eine *internationale Ausstellung für Menschenforschung* eröffnet, die vom dem Ana-

KUNST

Bühnenkunst / Nora Zepler

Bizet: Carmen Die *Berliner Staatsoper* hat eine Neueinstudierung der *Carmen* herausgebracht, die eine Neuschöpfung aus dem Geist der Musik heraus bedeutet. Die Aufführung hat zur Freude des Hörers überhaupt keine Kürzungen; selbst der Eingangschor zum 4. Akt, der sonst stets weggelassen wird, ist wiederhergestellt; hoffentlich nun für stets. Die musikalische Führung Leo Blechs offenbart in faszinierender Weise die Rhythmengewalt des Werks und seine unerhörte dramatische Schlagkraft. (Seine letzte Tiefe zu erschließen, unergründlich und klar, zwingend wie das Schicksal selbst, ist wohl keiner Reproduktion gegeben.) Chöre und Ensembles waren von letzter Präzision und blitzender Lebendigkeit. Auch das Szenische ist unter Karl Holys Regie riesig belebt. Im 1. Akt herrscht ein buntes, farbig heiteres Gewimmel, das offene Leben des Romanen, das sich auf Straße und Platz abspielt. Es gibt famose Einzelheiten: einen dicken Pater hoch zu Esel, Liebespaare, eine elegante Sänfte. Daß dies nicht stört und ablenkt sondern sich organisch einfügt, ist ein Zeichen für die Konzentration, mit der die Regie auf das Wesentliche: das Paar José-Carmen; hindrängt. Auch in der Schenke des 2. Akts herrscht Gelöstheit, die Gäste bewegen sich zwanglos an kleinen Tischen, der Tanz, der immer wilder und toller erklingt, hat nichts Balletmäßiges mehr an sich sondern entfesselt sich wirklich von selbst aus erotikgeschwängelter Stimmung. Aber das Entscheidende der Aufführung liegt in der Darstellung, die zum erstenmal die Schicksalstragödie zwischen Carmen und José, und nur diesen beiden, gestaltet, dies Schicksal, das sich aus dem todesgewissen Dunkel des Motivs heraus verkündet, in der Kartenarie zu einem Höhepunkt ansteigt und im 4. Akt sich zum gewaltigen letzten Hochklang türmt, dem Moment der endlichen Vereinigung im Tod. Barbara Kemp, die Carmen dieser Neueinstudierung, hat, wie vor ihr nur Gemma Bellincioni, nun diesen eigentlichen Sinn der Bizetschen Musik ergriffen und von ihr her mit unerhörter Kraft gestaltet. Sie erscheint, ein Mensch von durchdringender Vitalität, scheinbar mitten drin in der Umgebung, doch innerlich irgendwo weit fort von ihr: so kommt die entschlossene Kraft ihres »Heute, nein«. Sie erblickt José, wird betroffen

und gehört ihm schon ganz. Denn ihre, des Triebmenschen, Welt strebt in die vorher nur dunkel erahnte, nun blitzartig erfaßte Seelenwelt des Don José, der in diesem Leben ein Adelsabkömmling und »nur Sergeant« ist. Als er sie arretiert aus der Fabrik herausführt, folgt sie, die Hemmungslose, innerlich sanft, mit verhaltener Zärtlichkeit streichelt sie mit ihrem Kopf seine Hand, die ihre Schulter hält. Sie erkennt sein Wesen im Tiefsten sofort: als ihre Schmugglerkameraden sie bereden ihn zum Übertritt zu ihrer Gemeinschaft zu bewegen, wirft sie mit lächelnder Sicherheit ihr »Niemals folgt er uns« hin. Josés Liebesgeständnis, in dem er, der schamhaft Verschllossene, sein innerstes Gefühl verströmen läßt, erlebt sie überwältigt als eine sich ihr auftuende wunderbare Welt, die ihn und sie für immer umschließt; ihre Aufforderung mit ihr zu fliehen ist nicht berechnete Verführung mit einem Zweck im Hintergrund sondern ein Versinken, ein wirkliches Sichfortsehen mit ihm in die Freiheit des alles außer der Liebe Zurücklassens. Dann ist der 3. wie der 4. Akt ganz erfüllt von ihrem Kampf gegen ihn, vielmehr gegen sich selbst: aus diesem Kampf heraus ist sie, tief umdüstert, voll zuckender, aufgewühlter Liebe, zu Hohn sich anpeitschend, der mit seiner Spitze sie selber trifft. Das, was sie in José besiegen will, ist seine Schwäche ihr gegenüber. Denn daß er, der Sensible, dort, wo es gilt, der Starke ist, weiß sie: sie selbst muß das Leben Escamillos retten, dieses unbezwinglichen Stierkämpfers, den José doch mühelos hinstreckt. Diese wirkliche, endlich erschaute Carmen der Barbara Kemp zeigt gegen Escamillo nur eine seelenleere Erotik, zu der sie sich vor ihrem Schicksal zu flüchten sucht; ihre Liebesbeteuerung an ihn im 4. Akt spricht sie ihm mechanisch nach, mit ergreifendem Ernst über ihn hinweg-, in sich hineinsehend. Wenn sie am Ende des 3. Akts mit dem Messer auf José losgeht, so macht sie nur einen letzten, unsinnigen Versuch des (doch längst entschiedenen) Kampfs für ihr früheres Ich. Vor Josés ruhigem, schicksalsbeladenen Antlitz entsinkt ihr das Messer, mit aufgerissenem Auge sieht sie das Ewiggültige seiner Art, damit das unabwendbar Kommende, von ihr Ersehnte. Höchste Steigerung gibt sie im 4. Akt, wenn sie sich zur Absage an José aufpeitscht, die ungeheuerliche Lüge »Ich lieb' dich nicht mehr« sich selbst abringt, Silbe für Silbe, abgehackt, mit der furchtbaren Anspan-

nung zum Äußersten einer Seele im Todeskampf: Die Augen starren, der Mund zieht sich nach unten, durch den Körper geht mit jedem Nein ein Ruck; dann, zuletzt, ein Schrei, nicht mehr menschlich, und sie stürzt sich selber in sein Messer. Noch einmal, wenn sie am Boden liegt, heben sich ihre Arme, in erschütternder Kraftlosigkeit, den Geliebten, der ihr die Erfüllung gebracht hat, zu umfassen. Diese Carmen wird man nie vergessen. Barbara Kemp hat hier ein Werk vollbracht, das ganz der Zukunft angehört, wie Bizets Musik selbst. Robert Hutt war ein José von Feingefühl und Zurückhaltung; es sei ihm gedankt, daß er dieser Carmen sich anpaßte. Am Schluß des 3. Aktes, als er, durch Escamillo hindurchsehend, seinen brennenden Blick auf Carmen richtete, wuchs er zur Größe des Werkes selbst. Eine herrliche Gestalt, die das Letzte der Micaela erschöpfte, schuf Elfriede Marherr, deren Stimme auf dunklem Grund silbern aufsteigt, und deren zartes inneres Leuchten im Glück und Zerbrechen im Leiden tief rührt. Mit dieser Aufführung ist endlich die (unzählige Male gegebene, doch noch nie erfaßte) Carmen der deutschen Opernbühne gewonnen. Unser stärkster Wunsch ist es, daß sie auch in der kommenden Zeit auf ihrer Höhe bleibt.

**Berlin:
Deutsches
Opernhaus**

Das Deutsche Opernhaus hat eine Deutsche Woche veranstaltet, die einen guten Überblick über die Arbeit dieses Instituts ermöglichte. Es wird auf dieser Bühne überraschend viel geleistet, innerhalb des Gewohnten werden Aufführungen von hohem Niveau zustande gebracht. So gab es eine äußerst gelungene Freischützvorstellung, musikalisch lebendig, szenisch bewegt und mit sehr guten Einzelleistungen. Unter den Darstellern ragte das Paar Max-Agathe weit heraus. Edwin Schubert ist unter den Tenören vielleicht die stärkste Hoffnung, in manchem schon eine Erfüllung. Mit schönem und weichem, richtig geschultem Material verbindet er Freude an der Sache, leidenschaftliche und zarte Empfindung. Sein Max war, in einer gewissen sympathischen Unroutiniertheit, eine Gestaltung. Doris Ohliger, schön singend, gab eine innige, treuherzig schlichte Agathe. Diese Sängerin bedeutet einen Gewinn für das Deutsche Opernhaus, dessen Leitung überhaupt die Fähigkeit zu besitzen scheint neue Kräfte von Belang ausfindig zu machen. Auch die *Tannhäuser*-Vorstellung hatte

ein gutes Niveau, wenn man auch manche unter den Sängern noch anders gewünscht hätte. Schubert fehlt zum Tannhäuser noch das Erlebnis des düster Furchtbaren der Liebe, er gibt statt dessen etwas knabenhaft Seliges. Doch hat er in der Romerzählung eine starke Tragik und auch sonst einige bedeutende Momente, so, wenn er nach dem Versinken des Venusbergs lange Zeit emporgewandt mit emporgeworfenen Armen in Verückung erstarrt in der reinen Landschaft steht, wenn er bei Elisabeths Liebesgeständnis vor den Rittern im Tiefsten getroffen zusammenbricht. Weniger gelungen war die Aufführung des *Don Juan*. Zwar, daß er überhaupt gegeben wurde, dafür muß man dem Deutschen Opernhaus immerhin dankbar sein; ist es doch glücklich so weit gekommen, daß in Berlin Jahre hindurch der Don Juan überhaupt nicht existiert (wo ist die Zeit der Mozartzyklen unter Hochberg geblieben?). Aber musikalisch und geistig blieb man dem Werk hier doch allzu viel schuldig. Die solistischen Leistungen waren fast durchweg so unzulänglich, daß der dramatische Atem sich nicht übertragen konnte. Dazu gab es schmerzhaft Kürzungen. Im Orchester fehlte das Furioso der Leidenschaft, das Düstere des großen, erschütternden Schicksals. Auch szenisch hat das Deutsche Opernhaus, das sonst auf diesem Gebiet stets etwas Besonderes leistet (man denke an die eigenartig packende Gestaltung des Fliegenden Holländers; siehe darüber diese Rundschau, 1922 I, Seite 142 f.), vielfach danebengegriffen. Ganz falsch ist es Don Juans Maskenfest in den Garten zu verlegen. Es muß im strahlenden Lichterglanz eines Saals vor sich gehen, der die stauenden Bauern und die Kavaliers durcheinanderwirbelt und Zerline in taumelndes Entzücken versetzt, und in den dann die düster mahnenden 3 Gestalten die Ahnung des unabwendbaren Geschicks hineintragen. Auch die Aufforderung an diese 3 Masken näherzutreten darf Leporello vorher nur vom Balkon des Schlosses ergehen lassen, nicht, wie hier, im Freien zu ebener Erde, wo er doch einfach an sie herantreten könnte und gar zu unverschämt wäre, wollte er sie mit »Pst, pst!« heranwinken. Und wie verfehlt ist es in der Schlussszene Don Juans Begleiterinnen vor ihm tanzen zu lassen, während er wie ein Pascha darsitzt und sich's allein schmecken läßt; eine grundsätzliche Verkenntung dieses stets Werbenden, von aller philiströsbeglichen Genüßlichkeit Weltenfernen.

Eine besondere Tat des Deutschen Opernhauses war aber dann die unverhoffte Einstudierung von *Tristan und Isolde*, kurz vor den Sommerferien. Daß die Leitung sich an dieses schwierigste Werk herangewagt hat, beweist eine nicht geringe Selbstsicherheit, die man aber als gerechtfertigt ansehen muß. Denn in den Grenzen des bei den vorhandenen äußeren Mitteln Möglichen wurde in der Tat etwas Erstaunliches vollbracht. Vor allem war auch hier wie in allen Neuaufführungen oder Neueinstudierungen des Deutschen Opernhauses das intensive Bemühen um die Sache selbst festzustellen und anzuerkennen. Gewiß, die Einzeldarsteller haben doch noch im ganzen nicht das Format, um gerade diesem Werk (das, richtig verstanden, mit dem eigentlichen Wagnerstil nicht bewältigt werden kann) völlig Genüge zu tun. Doch war gerade die Isolde (Elsa Alsen) eine ungewöhnliche Erscheinung; man wird auf diese Künstlerin von starken Qualitäten wohl überhaupt achten müssen. Der Tristan, durch unzureichende gesangliche Technik mehr als behindert, war doch menschlich eine Gestalt, die nicht gleichgültig ließ, wenn gleich er von einem Tristan immerhin entfernt war. Die Bühnenbilder im 1. und 3. Akt waren einfach, ohne irgendeinen gewollten Stil und gerade darum sehr schön, weil keine besondere Schönheit an ihnen zu bemerken war, alles vielmehr Tristan und Isolde überlassen blieb. Nur das Bild des 2. Aktes mußte befremden und erkälten. Da soll doch ein dunkler, waldähnlicher Park sein, der die Liebenden umschließt, wo sie sich auf einer kleinen, sie gerade fassenden Bank zusammendrängen, in eins verschmelzen, während von ferner Nähe unwirklich mahnend Brangänens Wächterlied ertönt. Irgendetwas vom düstern Wald Morois muß hier leben, in dem dieses Liebespaar, von der Welt verfolgt, verborgen, sein höchstes Glück, sein Leid vor den Menschen verbirgt. Statt dessen haben wir hier eine marmorne weiße Lichttheit, wie auf dem Platz vor dem Brandenburger Tor in Berlin, große Steinbalustraden, auf deren einer Tristan und Isolde sitzen, wo aber noch reichlich Platz für andere Paare ist. Nein, hier hat die sonst so zielsichere Regie des Deutschen Opernhauses einen unbegreiflichen Irrtum begangen. Es wäre zu wünschen, daß dieser 2. Akt in den Aufführungen des Tristan, denen wir jetzt so gern in der neuen Spielzeit entgegensehen, von Grund auf uminszeniert wird.

Aber alles in allem wird man sagen müssen, daß das Deutsche Opernhaus, bei all den wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen doch jetzt unser ganzes geistiges Leben zu kämpfen hat, zeigt, was man durch liebevolle Arbeit und ernste Sachlichkeit zuwege bringen kann. Fügen wir noch hinzu, daß es sein Repertoire in dieser Saison durch *Wilhelm Kienzls* Evangelimann bereichert hat. Das Beste dieser Aufführung war der Kinderchor, dessen zerbrechlich reine Stimmen in ihrer Naivität rührten. (In jenem Chor liegt überhaupt der Wert dieses eklektischen Epigonenwerks.) Papsdorf war ein zu Herzen gehender, aber stimmlich unfreier Evangelimann, Emma Vilmar dagegen eine gesanglich wie innerlich gleich ergreifende Magdalena. Endlich hat das Deutsche Opernhaus sogar noch eine Novität herausgebracht: *Paul Scheinpflugs* Hofkonzert, und in einer so lebendigen Aufführung, wie man sie überhaupt selten auf einer Opernbühne sieht: Die 4 Hofdamen, der Hofmarschall, die Bürgermädchen, dazu die famosen Einzelleistungen der Hauptpersonen: Hertha Stolzenberg, Paul Hansen, Louise Marck, und die Massenszenen, gleich charakteristisch in dem bürgerlichen Sommerabend im Freien wie in der leise karikierten Hofgesellschaft der neuen, statt aufs Militärische aufs Musikalische abgestimmten Großherzogin von Gerolstein. (Nur der Friseur im 3. Akt dürfte nicht einen weißen Kamm in seinen Haaren mit sich herumtragen. Will er etwa damit andere frisieren? Das ist doch gar zu unappetitlich.)

Das Deutsche Opernhaus hat für die jetzt beginnende neue Kampagne eine Reihe neuer Einstudierungen angekündigt, vor allem der Aida, dann die Wiederaufnahme der Königin von Saba (die zu den Glanzleistungen dieser Bühne gehören soll). Man kann den kommenden Taten mit Vertrauen entgegensehen.

Gesinnungs- drama

Nach der von der Gesellschaft Heute und morgen herausgebrachten Aufführung von Brusts Singendem Fisch veranstaltete die Vereinigung Junge Bühne in einer Matinée im Deutschen Theater in Berlin eine Vorstellung von *Arnolt Bronnens* Schauspiel Vatermord. (Durch den starken Erfolg ermutigt, hat sich die Leitung des Deutschen Theaters dann aufgeschwungen das Drama für Abendvorstellungen zu erwerben. Im übrigen ist es charakteristisch für den Zustand der Berliner Bühnenkunst, daß wichtige

Neuheiten, die in der Provinz stets längst innerhalb des Repertoires gespielt sind, in Berlin überhaupt höchstens noch in Sondervorführungen herausgebracht werden.) Bronnens Drama (siehe darüber die Rundschau Dichtkunst, 1922 I, Seite 619) hält auf der Bühne in fliegendem Atem. Man erlebt es wie eine Art Elementarereignis in seinem trotzigen Herausschleudern von Kraft. Die Regie Berthold Viertel gab dem Stück die rechte Siedehitze und breitete Bronnens dumpfe Misere der Kleinbürgeratmosphäre darüber hin, in deren Stikigkeit bei den Zusammengepferchten alle Bakterien der schlechten Instinkte wuchern können. Das Tempo des Spiels hatte die notwendige entschlossene Gedrängtheit. Aber es standen auch bedeutende Darsteller darin: Agnes Straub, die als Mutter die Wandlung von einer beherzt guten Frau bis zum blind entfesselten Instinkt glaubhaft macht, Hans Heinz von Twardowsky, der den vom Vater gepeinigten Knaben durchwühlt und mit einer bisher an ihm nicht erlebten Einfachheit gab, Elisabeth Bergner als leibhafter Junge. Vor allen anderen aber Alexander Granach als der Vater. Er gibt einen Zug für Zug echten, proletarierhaften Kleinbürger, der vom Leben grausam gedrückt, an seiner Menschlichkeit und Sehnsucht geschädigt, innerlich unsicher und deshalb, trotz zarterster Empfindung, erbittert, brutal und tyrannisch ist, der nach Liebe verschmachtet und sie mit Feindseligkeit zu erzwingen sucht, eine zerknitterte, im Tiefsten erbarmungswürdige Existenz, die eine Art blutig tragischer Synthese von Pallenbergs Foldal und Zawadił darstellt.

Bei der Wiedergabe von *Ernst Tollers* Maschinenstürmern im Großen Schauspielhaus in Berlin brachte die Regie des Karlheinz Martin das Mögliche an Wirksamkeit hervor. Sie baute aber die Massenszenen der Proletarier etwas zu sehr auf rhythmische Momente auf. Am eindrucksvollsten war der Gesang der Streikenden, den Klaus Pringsheim charakteristisch und mit einer düstern Monotonie komponiert hat. Die Hauptgestalt des Führers Jimmy Cobbet erfüllte Ferdinand Hart mit leidenschaftlichem Temperament und beredtem Schwung.

Musikalische Einakter

Bruno Walter hat als seine letzte Tat in der *Münchener Staatsoper* an einem Abend *Händels* Acis und Galatea, *Pergolesis* Serva padrona und *Schenks* Dorfbarbier in wundervollen Aufführun-

gen herausgebracht. Daß er *Händels* köstlich zarte Pastorale für die Oper gewonnen hat, ist ein hohes Verdienst. In Emil Preetorius, der, laut dem Bericht der Münchener Post vom 11. Juni 1922, dem Werk einen sinnvollen, halb irrealen, halb präziös barock stilisierten szenischen Rahmen gegeben hat, fand Walter seinen Helfer. Die Musik wurde von Walter mit unübertreffbarer Feinheit, Stillechtheit und Lebendigkeit ausgeführt. Im Mittelpunkt der Darstellung stand der Polyphem Paul Benders, eine elementare Gestalt, aus Furchtbarkeit und grotesker Komik gemischt, dazu kamen die poetische Galatea der Delia Reinhardt und die Chöre, die musikalisch Ungewöhnliches leisteten. In der Wiedergabe der Serva padrona wurden leider die sprudelnden Rezitative durch das gesprochene Wort ersetzt. Im übrigen war die ebenfalls von Preetorius farbschön eingelegte Darstellung mit Maria Ivogün, Bauberger und Josef Geis hervorragend. Im Dorfbarbier schuf Geis eine in ihrer leisen, zwingenden Komik in die Seele gehende Gestalt.

Man hatte gerade jetzt auch in *Berlin* Gelegenheit dies musikalisch derb-feine, liebenswerte Werkchen zu hören, das ganz hervorragende Partien hat: vor allem die Totenlitanei des Schulmeisters. Die *Vaterländischen Schauspiele* führten es unter der musikalischen Leitung von Max Roth zusammen mit *Lortzings* Opernprobe im Theater am Nollendorfplatz auf. Daß Lortzings Werkchen, dessen Humor stellenweise an geistvolle Ironie heranreicht, sonst nie und nirgends in *Berlin* gegeben wird, ist geradezu unbegreiflich. Die Darstellung beider Werke war erquickend durch den Eifer, mit dem jeder bei der Sache war, und der lauter Prachtleistungen hervorbrachte. Welche Fülle von Leben, Wärme und Laune wurde hier entfaltet! Bei solchen, leider so seltenen, Aufführungen von Singspielen und Spielopern fühlt man jedesmal lebhaft die Lücke in unserm Bühnenleben, das Fehlen eines Instituts zur Pflege dieser musikalischen Gattung. Wenn die *Vaterländischen Schauspiele* sich dieser mit so geringen äußeren Mitteln durchführbaren Sache weiterhin annehmen, so erringen sie ein ganz besonderes Verdienst. Hoffentlich beginnen sie zunächst mit einer Wiederholung dieser beiden Werke und fügen daran den Mozartschen Schauspielregisseur, den sie schon vor 3 Jahren gaben, dazu eins der Offenbachschen Singspiele. Soll denn all das immer als totes Kapital liegen bleiben?

Kurze Chronik

Am 1. September wird die *Große Volksoper Berlin* im Theater des Westens ihre

erste richtige Opernsaison eröffnen. Sie hat eine Reihe bemerkenswerter Kräfte engagiert und die Aufführung von Werken angekündigt, nach denen man sich schon lange sehnt. Im Berliner Opernleben ist für neue Taten noch reichlich Platz. Die Große Volksoper hat daher vieles vor sich. ◊ Bei der Leipziger Oper wurde eine technische Neuerung eingeführt, die darin besteht abgenutzte Dekorationsstücke von hinten durch einen Scheinwerfer auf den Prospekt, respektive den Kuppelhorizont zu projizieren. Diese *projizierten Versatzstücke* sollen außerordentlich plastisch und in der modernen Bühnenbeleuchtung auch riesig farbig wirken. Die Neuerung ist zweifellos von Wert. ◊ Die 1914 in Jena mit Erfolg begonnenen *Hochschulkurse für dramatische Kunst*, an der Direktoren, Regisseure, Dramaturgen, Darsteller, Bühnentechniker und Schriftsteller teilnahmen, waren während des Weltkriegs wieder eingestellt worden. Nunmehr werden sie mit Unterstützung des Deutschen Bühnenvereins und des Thüringischen Ministeriums für Volksbildung mit zum Teil verändertem und vermehrtem Lehrplan neu begonnen. ◊ Als Operndirektor der bayrischen Staatstheater und 1. Kapellmeister wurde *Hans Knappertsbusch* von der Generaldirektion der Staatstheater gewählt.

Literatur

Siegfried Jacobsohn hat ein *Max Reinhardt* genanntes Buch erscheinen lassen /Berlin, Erich Reiß/, das sich die Aufgabe setzt nicht etwa Reinhardts Gesamterscheinung zu betrachten und die Gesamtheit des Vollbrachten auch mit ihrem Negativen zu werten und einzuordnen sondern ihn einzig in seiner »Platonischen Idee, die immer in ihm gelebt hat«, an seinen restlos vollkommenen Schöpfungen darzustellen. Reinhardt hat nach Jacobsohn in seinem 20jährigen Wirken 32 mal künstlerisch Vollendetes gegeben. Diese 32 Aufführungen, unter denen Das Friedensfest, Aglavaine und Selysette, Die Räuber, Clavigo, Don Carlos, Judith, Totentanz, Der lebende Leichnam, Dantons Tod, Stella in erster Reihe stehen, analysiert Jacobsohn eingehend in seiner sprudelnden, bildhaften Art, mit seiner ganzen Begeisterung. Es ist ihm gelungen Reinhardts bedeutendste Taten in deren sinnenhafter Eigenart dem Leser plastisch zu übermitteln.

KULTUR

Kunstgewerbe / Adolf Behne

Breslau: Bebauungsplan

Die Jury des Ideenwettbewerbs zur Erlangung eines Bebauungsplans der Stadt Breslau und ihrer Vororte, zu dem 40 Entwürfe eingegangen waren, zeichnete 5 und dann 3 Entwürfe mit je gleichen Preisen aus und kaufte 3 weitere Arbeiten an. Unter den ausgezeichneten Teilnehmern seien Paul Wolf, Roman Heiligenthal und Adolf Rading genannt. Der Plan *Adolf Radings* ist in mehreren Beziehungen wertvoll. Einmal durch seine innere Beweglichkeit. Rading gibt nicht ein starres System sondern einen elastischen Plan, der für keinen spätern Zeitpunkt die Freiheit der Entschließung und die Möglichkeit der Anpassung unmöglich macht. Da nicht abzusehen ist, wie in den nächsten Jahrzehnten die Entwicklung unserer Städte sein wird, ist uns mit einem starren Aufbauplan heute gar nicht geholfen. Radings Plan läßt alle Möglichkeiten offen, ohne deshalb verschwommen zu werden. Das Problem ist von ihm mit bemerkenswerter Konsequenz als Wohnproblem gefaßt, und bis in den Grundriß der einzelnen Wohnzellen hinein durchgearbeitet. Wohnzelle und Struktur des neuen Zelenaufbaus stehen im Zentrum. Einen Erfolg sieht Rading nur unter der Voraussetzung einer energischen Bodenreform, die jede Spekulation mit Grund und Boden ausschließt. Auf Ausarbeitung großer architektonischer Objekte (öffentliche Bauten usw.) ist bewußt verzichtet worden. Die Struktur der Siedlung ist in Radings Vorschlägen eine organische Verbindung höherer und niedrigerer Hausblöcke, die sägeförmig gestellt sind oder doch stets so, daß jede Hofbildung vermieden wird, keine stagnierende Luft entsteht, jede einzelne Wohnung Sonne und Querlüftung hat. Die Schlafzimmer haben durchweg Ostlage. Mit Recht betont Rading, daß auf diese Dinge der Nachdruck zu legen ist, nicht einseitig auf die Frage »Hochbau oder Flachbau?«. Auch muß betont werden, daß der konzentrierende Hochbau erlaubt größere Flächen unzerrissenen Grüns für Wiesen, Spiel- und Sportplätze usw. zu behalten, während der sich ausbreitende Flachbau leicht zu einer Verzettlung führen kann: »Unser Ehrgeiz soll nicht sein auszugleichen sondern zu scheiden.« Die Blocks, wie sie Rading vorschlägt, haben schließlich gegenüber den verkrüppelten, gestaltlo-

sen, nur mit einer flachen Fassade dem Auge greifbaren Blocks der bisherigen Großstadt den Vorteil, daß sie dem Auge wieder Körper und Räume aufzunehmen erlauben. »So muß unsere Stadtbaukunst versuchen dies Ziel zu erreichen: Raum zu schaffen und Raum sichtbar zu machen.« (Als Raumstadt bezeichnet Walter Schwagerscheidt /Aachen/ den von ihm ausgearbeiteten Typ einer Mittelstadt, in dem vom Raum aus alle Einzelheiten ihre Gestalt empfangen.) Die Straßen sind grundsätzlich in Wohn- und Verkehrsstraßen getrennt, und es ist vorgesorgt, daß nicht aus den Wohnstraßen sich durch Mißbrauch Verkehrsstraßen entwickeln.

Was an der Arbeit Radings ganz besonders wohlthuend wirkt, ist die tiefe soziale Verantwortlichkeit, die ihr zugrunde liegt. Für Rading ist der Städtebauer Künstler, weil sein Werk »von unmittelbarstem Einfluß auf Leben und Gedeihen Tausender von Menschen ist«.

Städtebau

Der *Potsdamer* Magistrat erstrebt eine Umformung der Stadt Potsdam und ihrer Umgebung nach einem, den modernen Forderungen des Städtebaus und Siedelungswesens entsprechenden Gesamtbebauungsplan. Er beauftragte Hermann Jansen von der Technischen Hochschule in Berlin einen solchen für das Weichbild Potsdams und das angrenzende Wirtschaftsgebiet aufzustellen. Jansen übernahm es in 2 Jahren die nötigen Arbeiten durchzuführen. Die Stadt *Soest*, wegen ihrer mittelalterlichen Bauten berühmt, sucht einen Architekten als Leiter des Stadterweiterungs- und Baupflegeamts, der die Aufgabe haben soll den Bestand der Stadt zu überwachen und vor allem Einfluß auf die zu errichtenden Neubauten und Siedelungspläne zu üben, um diese dem bestehenden Stadtbild in richtigem Sinn einzugliedern. Bisher herrschte eine weitgehende Sorglosigkeit.

Im Verlag H. D. Tjeek in Haarlem erschien eine Studie des Rotterdamer Gemeindecarchitekten I. I. P. Oud über ein Projekt Berlages, das das Stadtbild *Rotterdams* zu ändern bestimmt ist. Berlage hat für das städtebaulich arg zerrissene Zentrum Rotterdams, den Platz am Delfter Tor, einen Reorganisationsplan aufgestellt, der ein langgestrecktes Oval mit nach Möglichkeit geschlossenen Wänden, beherrscht durch ein Hochhaus, schaffen will. Die besten Architekten des Landes haben sich für die Durchführung des Plans eingesetzt.

Die Akademie der Künste lehnte die beantragte Wahl Peter Behrens' und Hans Poelzig's zu Mitgliedern ab. Einem Kreis bewährter Städtebauer (unter anderen Bruno Möhring, Cornelius Gurlitt, Fritz Schumacher, Ludwig Brix), die sich zu einer Deutschen Akademie des Städtebaus zusammengeschlossen hatten, bestritt sie das Recht sich Akademie zu nennen, und die öffentliche Meinung gab ihr recht. Wohin sollte es auch führen, wenn sich Männer, die doch dazu gar nicht von Obrigkeits wegen aufgefordert wurden, zu einer Akademie zusammenschließen dürfen? Schließlich gab es ja noch andere Möglichkeiten die Gesellschaft zu benennen. Das Wort Akademie hat keinen sehr reinen Klang mehr. Daß es aber staatlichen Charakter besitze, ist ein Irrtum. Die ersten modernen Akademien (zum Beispiel Florenz, Bologna) waren private Angelegenheiten. Die genannte Architektenvereinigung hat nun in der Tat, unbekümmert um jenen Einspruch, endgültig den Namen *Freie deutsche Akademie des Städtebaus* angenommen. In der Eröffnungssitzung umschrieb Cornelius Gurlitt ihre Aufgaben in folgender Weise: »Je weiter der deutsche Städtebau inhaltlich um sich greift, desto notwendiger scheint mir der Austausch der Anschauungen, das Sammeln des Stoffes, der Erfahrungen und Lösungen des einzelnen zum Vorteil aller Mitstreibenden... Die Absicht unseres Zusammenschlusses ist also nicht Vertretung wirtschaftlicher Belange und ebensowenig Zusammenschluß einer Berufsart. Denn im Städtebau vereinigen sich alle Berufe. Uns wird die Belehrung des Rechtskundigen wie die des Eisenbahntechnikers, des Volkswirts wie des Verwaltungsmanns gleich willkommen sein. Denn jeder von diesen, überhaupt jeder Staatsbürger hat das Recht und sollte mithin die Pflicht haben im Städtebau mitzuwirken... Nicht aber wollen wir, daß die Mitgliedschaft in unserm Kreise als Ehrung aufgefaßt werde sondern als eine Pflicht für den, der am großen Werk helfen will, bei dem der einzelne nur Mittel ist, um der Allgemeinheit die größtmöglichen Vorteile darzubieten.«

Nachdem bisher weder die Kunstakademie noch die Technische Hochschule in Kopenhagen einen Lehrstuhl für Städtebau hatte (nur die Landwirtschaftliche Hochschule besaß einen solchen), wurde jetzt dort ein *Dänisches Städtebaulaboratorium* errichtet, das von allen Städtebaustudierenden unentgeltlich benutzt werden kann.

Hochhauspläne Indes immer neue Hochhauspläne auftauchen (Wettbewerb Königsberg, Projekt Königgrätzer Straße Berlin), in Frankfurt am Main das erste deutsche Hochhaus nach einem künstlerisch wenig bedeutenden Plan Fritz Voggenbergers im Bau ist, und sich die Zahl der Fachleute mehrt, die den Aussichten des Hochhauses in deutschen Großstädten sehr skeptisch gegenüberstehen (so Roman Heiligenthal im 3. Heft der Volkswohnung aus genauer Kenntnis der geschäftlichen Struktur der City in unseren Städten, die kaum irgendwo Konzentration reinen Geschäftsgroßverkehrs ist wie in New York sondern fast ausnahmslos Mischung von Groß- und Detailverkehr), hat der Wettbewerb um ein Hochhaus am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin einen recht kläglichen und befremdenden Ausgang genommen. Schon das Ausschreiben hatte große Mängel. Die Zeit (6 Wochen) war viel zu kurz; die Preise waren, verglichen mit der Größe des Objekts, sehr gering; die Auswahl der Preisrichter war reichlich akademisch; endlich war die Beschränkung der Teilnehmer auf die Mitglieder des Bundes deutscher Architekten ebenso wenig zu billigen wie das auch hier wieder geübte Verfahren die Ausführung nicht mit einem der Preise oder wenigstens mit der Teilnahme am Wettbewerb zu verbinden, ein Verfahren, das die besten Künstler von der Beschickung der Wettbewerbe fernhält. Nachdem nun die Turmhausgesellschaft eine große künstlerische Arbeit herausgefordert hatte, die durch die Preise in keiner Weise "bezahlt" ist; nachdem die Preisrichter ihres sicherlich sehr mühevollen Amts gewaltet hatten und desgleichen die Kritiker, verschwand alle diese Arbeit, als sei sie nie gewesen. Man gab den Trägern des 2. Preises, den Brüdern Luckhardt, Gelegenheit ein 2., besseres Projekt auszuarbeiten, war aber offenbar schon entlassen ein Projekt Möhring-Krafft-Kohtz zur Ausführung zu bringen, das in aller Stille bewahrt und aller Sichtbarkeit entzogen wurde; Bruno Möhring hatte an dem Wettbewerb nicht teilgenommen. Wenn es der Turmhausgesellschaft gelungen wäre dieses Projekt, von dem man nach den bisher bekannten Turmhausidealprojekten der 3 Autoren nur Schlimmes erwarten konnte, ohne alle Kontrolle durch die Öffentlichkeit zur Ausführung zu bringen, so wäre die Arbeit der Wettbewerbsteilnehmer, der Preisrichter, der Kritiker einfach zur Farce gemacht worden. Man

muß glauben, daß der ganze Wettbewerb in der Hauptsache zu Reklamezwecken veranstaltet worden ist. Dem Protest der Presse gelang es die Öffentlichkeit des Verfahrens auch für den weiteren Verlauf zu erzwingen. In einem Schreiben an den Bearbeiter dieser Rundschau vom 27. April wurde die Versicherung abgegeben: »Es ist ganz selbstverständlich, daß die endgültige Durchführung des Projekts nochmals in einem engern Wettbewerb durchgeführt und das Resultat des Wettbewerbs der Öffentlichkeit unterbreitet wird.« Dennoch scheint die Turmhausgesellschaft an ihrem Plan Möhring-Krafft-Kohtz festhalten zu wollen. Sollte sie jetzt als »engern Wettbewerb« etwa die streng private Auswahl zwischen dem 2. Projekt Luckhardt und dem Möhring-Krafft-Kohtz-Plan ausgeben wollen? Dieses Projekt hat sie nunmehr ausgestellt. Es kann keinen Zweifel darüber geben, daß es ganz unzulänglich, ja glatt unmöglich ist. Es bleibt hinter einer ganzen Reihe von Wettbewerbsarbeiten künstlerisch und auch technisch weit zurück. Sehr bemerkenswert ist, daß es nur noch zu einem kleinen Teil Hochhaus ist, und daß die Gesellschaft dazu erklärt, daß, wie Bohrungen ergeben hätten, das Gelände nur zu einem Bruchteil tragfähig für ein Turmhaus sei. War das Ergebnis der Bohrungen schon zur Zeit der Ausschreibung bekannt, so kann die Unterlassung dieser Angabe im Preisausschreiben nur als denkbar oberflächlich bezeichnet werden. Sind die Bohrungen aber erst hinterher gemacht worden, so spottet die Unbückbarkeit des Vorgehens jeder Beschreibung.

Embleme

Das *deutsche* Reichsministerium des Innern gibt Richtlinien für die Anfertigung von Dienstsiegeln und die Verwendung des Reichsadlers auf amtlichen Schildern und Drucksachen heraus, denen die neuen offiziellen Adlerformen für Siegel, Stempel und Druck beigelegt sind. Es wäre gewiß unrecht zu bestreiten, daß diese Formen im allgemeinen anständig sind, verglichen mit den Emblemen der kaiserlichen Ära, wofür wir dem Reichskunstwart sicherlich zu danken haben. (Das nämliche gilt von den neuen Hartgeldstücken nach einem Entwurf Josef Wackerles.) Aber eine künstlerische Freude können sie wirklich nicht bereiten. Der Grund liegt darin, daß uns diese heraldischen Adler nichts mehr bedeuten. Der Künstler muß sich mit ihnen herumquälen, ohne

Möglichkeit eines Erfolges. Mußte es denn, so fragen wir immer wieder, unter allen Umständen der Adler sein, und überhaupt ein Symbolum? Diesem Adler, der immer etwas Krakeelerisches hat, und auf den eine Unsumme von ehrlicher, aber notwendig vergeblicher Arbeit verwendet worden ist, stelle man den schönen Stempel gegenüber, den Oskar Schlemmer für das Staatliche Bauhaus in Weimar entworfen hat: eine strenge, klare geometrische, schön in allen Proportionen abgewogene Zeichnung.

In den Richtlinien, die das Reichsministerium dazu gegeben hat, heißt es: »Es ist nicht angängig die Umschrift unabhängig von der Gestaltung des Adlers und der runden Anordnung zu formen. Für diese Anordnung ist in Hinblick auf Form, auf Druckschärfe und Lesbarkeit Antiqua verwendet worden. Damit soll nicht im Streit der Meinungen über die Vorzüge von Antiqua und Fraktur zugunsten einer einzelnen Schriftart die Entscheidung gegeben werden. Zu dem Adler für Zeichnung im Druck und in Amtsschildern wird im Gegenteil Fraktur vorzuziehen sein.«

Bei dieser Gelegenheit: Aus welchem Grund gehen die Bezeichnungen der Berliner Straßen und die Schilder der Straßenbahnen neuerdings von der Antiqua zur Fraktur über? Wie unglücklich diese (ebenso sehr und ebensowenig wie die Antiqua deutsche) Schrift in größeren Formaten und besonders in Verbindung mit Architektur wirkt, beweist am deutlichsten die während des Krieges am Giebel des Reichstageshauses eingemeißelte Kompromißunziale »Dem deutschen Volke« (siehe diese Rundschau, 1916 III, Seite 1393). Sie scheint wie mit einem Gummistempel aufgedrückt und erinnert auch irgendwie an Scherls Woche.

Kurze Chronik Unter den Ruinen der alten Stadt Lambaesis in Algier ist durch die dort seit einigen Jahren ausgeführten französischen Grabungen ein *altes Krankenhaus* aus der Zeit der Herrschaft der römischen Kaiser freigelegt worden. Das Gebäude ist von riesiger Ausdehnung; es enthält lange Korridore, Badestuben, Wasserbassins und zahlreiche Zimmer. **◊** Die *Reklame*, die das Schwedische Ballet bei seinem Berliner Gastspiel verwandte, zeichnete sich angenehm durch Frische, Einheitslichkeit und guten Geschmack aus. Die Plakate waren von Pierre Mourgue /Paris/, von Eld Sten und Per Krohg /Stockholm/ und Heinz Ferdinand Schön

/Berlin/. Besonders neuartig und reizvoll war eine sehr hübsch silhouettierte Plakatwand auf dem Potsdamer Platz nach einem Entwurf Erich Mendelsohns. **◊** Der *Architekturverlag Ernst Wasmuth* in Berlin darf auf die in 50 Jahren geleistete Arbeit mit berechtigtem Stolz zurücksehen. Als Ernst Wasmuth, der in Paris studiert hatte, seinen Verlag gründete, gab es in Deutschland noch niemanden, der in der Herausgabe umfassender architektonischer Werke sein besonderes Arbeitsgebiet gesehen hätte. Dem Wasmuthschen Verlag danken wir eine Reihe der wichtigsten Architekturpublikationen. Von Anfang an war es sein Ziel höchste wissenschaftliche Leistung mit mustergültigem Bildmaterial zu verbinden. Er hatte offenen Sinn für das Neue, das die Entwicklung brachte. Er gründete die beiden wichtigsten Zeitschriften Der Städtebau, dessen erster Herausgeber Camillo Sitte war, dann Theodor Götcke, nun Heinrich de Fries, und die Monatshefte für Baukunst. Die Art, in der der Verlag sein Jubiläum mitteilte, darf besonders hervorgehoben werden: Er verzichtete auf jede Reklame, übergab vielmehr einen ganz prachtvollen Band Architekturzeichnungen, ausgewählt von Helmuth Th. Boßert, der in kleiner Auflage gedruckt wurde, seinen Mitarbeitern und Freunden mit einer lebenswürdigen Widmung. Die alte, verputzte Geschäftshausfassade in der Markgrafenstraße aus den siebziger Jahren ließ der Verlag abschlagen und durch Heinrich de Fries in einfacher Flächenhaftigkeit erneuern,

Literatur In der Reihe der von den Farbwerken Günther-Wagner in Hannover herausgegebenen *Pelikanhette* erschien als 13. ein durch mehrere Beiträge besonders erwähnenswertes. Fritz Fleischer veröffentlicht die Ergebnisse seiner Studien zur Geschichte der Ölmalerei, die ihn zur Bereitung der Zettfarbe führten. Historisch interessant ist eine Bestimmung der Malergilde Antwerpen von 1470, wonach die Tafeln vor der Bemalung der Gilde zur Prüfung der Zeichnung vorgelegt wurden. »Wurden sie für gut befunden, so brannte der Dekan auf die Rückseite des Brettes die Hand aus dem Antwerpener Stadtwappen ein. Fand dann auch das fertige Gemälde den Beifall der Gildemeister, so wurde das Wappen durch Einbrennen der Burg vervollständigt.« Die wichtigen ästhetischen Beziehungen zwischen Rahmen und Bild untersucht sehr verständnisvoll Siegfried Berndt.